PALISSY DER HUGENOTTEN-TÖPFER. EINE ERZÄHLUNG AUS DEM...

Bernard Palissy



Palissy,

der

Hugenotten-Töpfer.

Eine Erzählung
aus dem französischen Religionskriege.

Bremen,
Verlag des Tractathauses.
1866.





Siehe Seite 16.



der

Hugenotten-Töpfer.

Eine Erzählung
aus dem französischen Religionskriege.

Bremen,
Verlag des Tractathauses.
1866.



Vorrede.

Der Name Palissy ist unter Frankreichs Künstlern und Naturforschern wohl bekannt.*) Doch Wenige wissen, daß er ein eifriger Jünger Jesu war, und um Seines Namens Willen viele Verfolgungen erduldet hat. Die folgende Erzählung ist größtentheils aus seinen eignen Schriften entnommen und wird nicht verfehlen, den Leser zu überzeugen, daß wenn ein Künstler auch gerne alles Irdische zur Erreichung seines sich vorgesteckten Zieles zu opfern

*) In einer Pariser Zeitung ist kürzlich berichtet worden, daß man beim Graben des Fundaments eines Hauses einen eisernen Ofen, Tiegel und Werkzeuge, die Palissy angehörten, gefunden hat.

bereit ist, er dennoch von ganzem Herzen seinem Heilande anhängen und willig sein kann, sein höchstes irdisches Streben und selbst sein Leben für Ihn dahin zu geben.

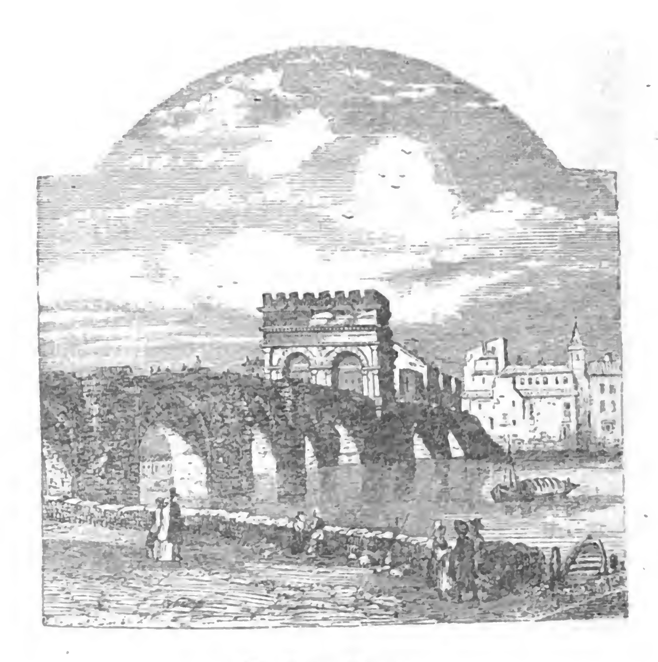
Dieses Buch sollte einen Platz in jeder Volks-Bibliothek finden und wir hoffen, daß es nicht nur zur Unterhaltung dienen, sondern auch zur Nachahmung anreizen wird.

Erster Theil.

1. Kapitel.

Und einem gab er fünf Centner, dem andern zwei, dem dritten einen, einem Jeden nach seinem Vermögen. Matth. 25, 15.

Im südwestlichen Frankreich ist die alterthümliche Stadt Saintes, die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Saintogne, reizend an dem Flusse Charente gelegen, und einstmals war sie die blühendste Stadt in ganz Guyenne. Sie ist eine sehr alte Stadt und war zur Römerzeit eine der Hauptstädte von Aquitarria. Es sind noch jetzt schwache Spuren von einem Amphitheater vorhanden und über dem blauen Wasser der Charente wölbt sich eine herrliche Römerbrücke, die auf ihrem Bogen eine, jetzt freilich unleserlich gewordene, lateinische Inschrift trägt. Am Fuße eines Berges gelegen, macht das Aeußere der Stadt, aus weniger Entfernung gesehen, einen guten Eindruck, allein die Straßen sind eng und krumm



Die Stadt Saintes.

und die Häuser niedrig und schlecht gebaut. Vor Zeiten konnte sie sich noch einer alterthümlichen Kathedrale rühmen, die dem St. Petrus geweiht war und von Karl dem Großen erbaut sein sollte; allein davon ist jetzt nur noch der Glockenthurm übrig geblieben und überhaupt sind die meisten Alterthümer wovon die Stadt einst Ueberfluß hatte, jetzt zu den dagewesenen Dingen zu zählen. Den größten Antheil an diesem Verfall schreibt man den Religionskämpfen zu, die in Saintes mit ganz besonderer Hartnäckigkeit geführt wurden und Einiges davon wird man in unserer Erzählung von Pallissy, dem Töpfer, eingeflochten finden.

Es war im Jahre 1538, an einem Morgen im Monat Mai, daß die Einwohner dieser alten Stadt mit den engen Straßen, die wir soeben beschrieben haben, durch die Erscheinung einer ganz fremden Familie unter ihnen überrascht wurden. Die neuen Ankömmlinge waren ein junges Paar, das einen Säugling mit sich führte und sich alsbald in einem kleinen Häuschen in der Vorstadt häuslich einrichteten, welches seine Fronte einer der steilen, krummen Straße zukehrte und als eine Werkstatt aussah, in welcher verschiedene Sachen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anzuziehen, aufgestellt wurden. Unter Anderm stand am Eingang der Hausthür die

Figur eines Hundes so lebenstreu modellirt und angemalt, daß sehr oft dieser störrig blickende Hüter der Schwelle von den verwunderten Hunden der guten Stadt zum Zweikampf heraus gefordert wurde.

Es dauerte nicht lange, bis die Einwohner von Saintes herausbrachten, daß das Haupt dieser kleinen Familie Bernard Palissy hieße und daß er den Wunsch hege, bei ihnen als Feldmesser, Maler oder Glasarbeiter Beschäftigung zu finden. Man fand sehr bald, daß er zu der erstgenannten Beschäftigung ganz besonders geeignet war. Er besaß gründliche Kenntnisse in der Geometrie und Geschick in Handhabung der Meßkette und des Zirkels, so daß er im Stande war Häuser und Gärten auszumessen, Risse davon zu zeichnen, und Karten von Grundeigenthum anzufertigen, was bei Grenzstreitigkeiten früher in den meisten Ländern der Grund zu endlosen Prozessen, von großem Nutzen sein konnte. Allein unglücklicher Weise kam Landmessen nur dann und wann vor und er war daher vornehmlich auf seine Geschicklichkeit im Malen und Glasarbeiten angewiesen um für sich und seine Familie den Unterhalt zu schaffen. Nach kurzer Zeit schon sahen die Nachbarn den jungen Künstler, dessen Geist und Lebendigkeit sie anzog und der allenthalben in seiner Umgebung Sonnenschein zu verbreiten

wußte, mit günstigen Augen an, denn Palissy war allezeit voller Hoffnung und blickte selbst in der Stunde der größten Trübsal immer noch fröhlich in die Zukunft. Zur Zeit als er sich in Saintes niederließ, war er etwa dreißig Jahre alt. Von seiner früheren Geschichte ist wenig bekannt, er wurde in der Diöcese Agen von armen Eltern geboren, die nicht im Stande waren, ihm das Glück einer sorgfältigen Erziehung zu Theil werden zu lassen. Indeß lernte er doch Rechnen und Schreiben und von frühester Jugend an zeigte er Anlage zum Zeichnen und Entwerfen, so daß er bald einen solchen Grad von Fertigkeit darin erlangte, daß er überall als Glasmaler und Musterzeichner Beschäftigung finden konnte.

Von dem Wenigen, welches er damit verdiente, lebte er auf seinen Reisen durch die Hauptprovinzen Frankreichs, das er nach allen Richtungen hin durchzog, überall mit jugendlichem Eifer und offenem Sinn die Werke Gottes und die Erzeugnisse menschlicher Kunst beschauend.

Neun bis zehn Jahre wanderte er in dieser Weise umher und nur bisweilen ruhete er und schlug dann an Orten, wo er Beschäftigung fand, zeitweilig seine Wohnung auf. So wohnte er einige Jahre zu Tarbes, die Hauptstadt der ehemaligen Provin=

Bigorre, (gegenwärtig dem Departement Hautes Pyrénées einverleibt) und noch in einigen andern Städten. Offenbar waren diese Jahre die Lehrjahre für seinen jungen, unermüdlichen, forschenden Geist. Er sammelte sich Kenntnisse, die späterhin herrliche Früchte trugen. Er erforschte die Künste der Gegenwart und studirte die Denkmäler des Alterthums, dabei achtete er auf Sitten und Gebräuche, welche an den Orten, die er besuchte, herrschten, er erwarb sich Fertigkeit der Hand, während er zu gleicher Zeit seinen Verstand ausbildete. Sein liebstes Studium aber, in welchem er den größten Genuß fand, war das Studium der Natur. Das große Interesse, welches die verschiedenen Eigenschaften des Erdreichs, der Felsen, des Sandes, des Wassers für ihn hatten, weil er bei seiner Beschäftigung stets damit umgehen mußte, hatte ihn zum Naturforscher gemacht. Allenthalben, wo er sich aufhielt, benutzte er seine Mußestunden dazu, durch Wald und Flur zu streifen und das wunderbare Buch zu studiren, das die Menschen das Buch der Natur nennen.

Es ist Zeit, daß wir die unscheinbare Wohnung dieses genialen Mannes besuchen, der, da nun seine Wanderjahre zu Ende sind, sich seinen Hausstand eingerichtet hat und in den Ernst des Lebens eintritt, erfüllt mit jenem Bewußtsein von Kraft, wel-

ches die Hoffnung gebiert, dabei aber einfältigen Herzens und liebreich, wie ein Kind. Bernards Werkstatt war nichts anderes, als ein kleines Hinterhaus, in welchem er arbeitete und woran ein kleiner Garten stieß, voll von den ausgesuchtesten Pflanzen und Kräutern, die er auf seinen Streifzügen in die Gehölze und Wiesen um Saintes herum, antraf. Die Abendstunde, die das Gefühl der Ermattung und ein Verlangen nach Ruhe in ihrem Gefolge hat, ist eben angebrochen, und der Künstler hat sein Geräth bei Seite gelegt und spielt mit dem kleinen Nicole, seinem Erstgeborenen, während seine Augen zärtlich auf seine junge Frau blicken, die, fein und zart gebaut, nicht sehr geeignet scheint, die Mühen und Sorgen des Lebens zu tragen — wir müssen hinzufügen, die Sorgen, die der Frau eines Genies eigenthümlich sind.

Indeß gegenwärtig sind die bösen Tage für sie noch nicht erschienen und sie erwidert seine freundlichen Worte mit liebevollen Blicken. Er erzählt ihr von dem herrlichen Spaziergang, den er früh am Morgen gemacht und von den Schätzen, die er gesehen und gesammelt hat. Auf seinem Werktisch steht ein großer irdener Topf, gefüllt mit Blumen und Laubwerk und sein Pinsel ist fleißig in Bewegung gewesen, die glänzenden Farben und herrlichen For-

men dieser wilden Pflanzen mit der kleinlichen Genauigkeit eines Naturforschers nachzubilden. Lisette hat seine Mappe aufgeschlagen und blättert in den losen Skizzen, die sie enthält; Schmetterlinge, Eidechsen, Käfer und noch viele andere wilde Kreaturen sind darin, alle nach der Natur gezeichnet und treu bis auf das kleinste Netzwerk eines Insectenflügels. Auf ihre Aeußerungen des Vergnügens antwortet er: „Wahrlich es ist ein großer Genuß für Solche, die die wunderbaren Werke der Natur zu betrachten und zu bewundern gewohnt sind und mich dünkt, es giebt nichts Besseres, als sich dem Landbau zu widmen und Gott zu verherrlichen und Ihn in Seinen Werken zu bewundern. Als ich unter dem Schatten der Kastanien die Allee entlang ging, hörte ich das Murmeln des Bächleins, das am Fuße des Hügels dahinfließt und drüben an der andern Seite das Singen der Vöglein in den Zweigen, da fiel mir der 104. Psalm ein, in welchem der Prophet singt: „Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen," und dann weiter, „An denselben sitzen die Vögel des Himmels, und singen unter den Zweigen!"

Die Mutter nahm jetzt das Kind zu sich und begann es zu entkleiden, während der Vater lächelte und halb mit sich selbst redend, fortfuhr: „Als ich

ans Ende der Allee angekommen war, wandte ich mich dem Walde uud den Bergen zu und dort fand ich große Befriedigung und herrliche Freude, denn ich sah die Eichkätzchen Nüsse sammeln und mit anmuthigen Geberden von Ast zu Ast hüpfen; weiter hin traf ich die Krähen beim Frühstück; auch sah ich unter einem Apfelbaum einige Igel, die nachdem sie sich zusammengerollt hatten und es ihnen gelungen war, mit ihren Stacheln einen herabgefallenen Apfel zu spießen, also beladen davon eilten. Ich sah auch noch viele andere Dinge, wovon jener Psalm erzählt, nämlich die Kaninchen hüpfend und spielend auf den Bergen in der Nähe von Höhlen in Steinklüften, welche der oberste Baumeister für sie gemacht hat, und wenn die Thierchen plötzlich einen Feind erblickten, dann wußten sie sich sehr wohl an dem Ort, der ihnen als Wohnung angewiesen ist, zu verbergen. Da rief ich aus: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet!" Solche Betrachtungen haben mich zu einem so großen Liebhaber von Feld und Wald gemacht, daß es mir scheint, es gäbe auf Erden keine Schätze so köstlich als diese, oder die so werth zu halten seien, dennoch sind sie die allerverachtetsten.

In diesem Augenblick sah Lisette, die von der Bank, auf welcher sie zusammen gesessen hatten, auf-

gestanden war, nach dem Gartenzaun hinüber und bemerkte einen großen Mann, der sich darauf lehnte. Sie machte ihren Mann darauf aufmerksam und zog sich alsdann mit ihrem Kinde in die Kammer zurück. Einige Augenblicke hernach war Bernard mit dem Fremden im eifrigen Gespräch begriffen. Sie sprachen leise, als ob sie wünschten nicht belauscht zu werden. „Laßt uns zusammen ins Freie gehen,“ sprach Palissy „ich muß mit euch an einem Orte reden, Meister Philibert, wo wir unsern Worten freien Lauf lassen können“, und alsbald waren die Beiden in der Dämmerung verschwunden.

Dieser Meister Philibert Hamelin, mit welchem unser Künstler sich so eifrig unterhielt, war einer jener „Laien und ungelehrten Männer“, dessen Name auf der Liste der „Ketzer“ als mit dem Makel der Abtrünnigkeit von der römisch-katholischen Kirche behaftet, verzeichnet stand. Zur Zeit, als Palissy ins öffentliche Leben eintrat, wurden die Gemüther der Menschen durch die religiösen Streitigkeiten, welche im sechzehnten Jahrhundert ganz Europa erschütterten, im höchsten Grade aufgeregt. Von Deutschland aus hatte sich das Verlangen nach geistiger Befreiung verbreitet und nicht lange währte es, da war das Feuer, welches während der Hugenottenkriege in Frankreich so furchtbar wüthete, angezündet.

Beispiele von religiöser Verfolgung, grausamer Bestrafung von Ketzern und Ausbrüche von Glaubensstreitigkeiten müssen sicherlich Palissy's Aufmerksamkeit während seiner Wanderjahre sehr oft auf sich gezogen haben.

Saintes, wie wir schon angedeutet haben, wurde eine Feste des neuen Glaubens. Viele „Ketzer", und unter ihnen Calvin, der große Reformator selbst, hatten in Saintogne, derselben Provinz, in welcher Palissy später seine Wohnung aufschlug, eine Zuflucht gesucht. Er wohnte daselbst im Hause eines jungen Mannes, der reiche Verwandte hatte und dieser Jüngling veranlaßte Calvin, während er sich bei ihm verborgen hielt, dazu Predigten und Ermahnungen zu schreiben, welche er dann von den Pastoren der Umgegend in ihrer Gemeinde vortragen ließ. Diese Pastoren waren gewissermaßen „reformirte Mönche", welche, nachdem sie die neue Lehre angenommen, die Leute besuchten und ins Geheime lehrten, und dadurch, daß sie Unterricht ertheilten, nach und nach Manchem die Augen öffneten, so daß er die Irrthümer der römischen Kirche einsah.

Zu denen, welche mit Eifer die Lehren Calvin's erfaßt hatten, gehörte Hamelin, der, da er in Verdacht der Ketzerei gerathen war, von Saintes flüchtete und nach Genf, zu jener Zeit der Sammelplatz

der französischen Reformatoren, reiste, wo er eine klare Einsicht in die göttlichen Wahrheiten erlangte und an Frömmigkeit zunahm. Eifrig, auch Andern den Glauben den er ergriffen, anzupreisen, wanderte er von Ort zu Ort, durch die Provinzen seines Vaterlandes und bemühte sich, wohin er kam, die Männer zu veranlassen, daß sie Prediger bestellten und Kirchengemeinden bildeten. Er war so begierig, das Evangelium auszubreiten, daß er Buchdrucker wurde und Bibeln druckte, die er dann in Städten und Dörfern colportirte. Auf seinen Reisen kam er durch eine Stadt, in welcher Palissy sich eine Zeit lang aufhielt. Der Geist des jungen Künstlers wurde mächtig angeregt, als er den eindringlichen Ermahnungen Hamelins zuhörte, der eine kleine Zuhörerschaft, von acht bis zehn Personen um sich versammelt hatte und sich bemühte, sie für Gottes Sache zu gewinnen, indem er sie zum gemeinschaftlichen Gebet und gegenseitiger Belehrung ermahnte.

Sein Unterricht senkte sich wie der Thau auf des jungen Mannes Herz und dieser suchte begierig die Bekanntschaft des Predigers, um sich bei ihm Raths zu erholen. Von jener Zeit an erfreute sich der verfolgte Hugenot der Liebe und Verehrung Palissy's, der von ihm nie anders als mit der größten Achtung und Zuneigung sprach.

In der Zeit, von welcher wir reden, hatte, obgleich die Verfolgung noch nicht bis Saintogne gedrungen war, der Kampf in vielen Städten mit lärmenden Volksversammlungen begonnen und Alle die sich bei diesen Ausbrüchen betheiligten, waren hart bestraft worden. Emissaire der Geistlichkeit überwachten die Verdächtigen aufs Schärfste und Männer wie Hamelin waren in Gefahr bei ihren Unternehmungen Geld- und Gefängniß- ja sogar Todesstrafe zu erleiden. Auch war es nicht ohne Gefahr für seine eigene Sicherheit, daß Palissy die Freundschaft eines so verrufenen Mannes pflegte, und das wußte er sehr wohl. Indeß lag es nicht in seinem Character, in einer solchen Sache vor Gefahren und Widerwärtigkeiten zurückzuschrecken.

Es wird unnöthig sein, zu erzählen, was an dem Abend, an welchem wir Palissy bei unsern Lesern einführten, zwischen den beiden Freunden vorging. Der Besuch Hamelin's war geheim und kurz. Er war zu dem Zweck gekommen, den armen Leuten, die er früher in der Umgegend von Saintes unterrichtet hatte, drei Lehrer zu bringen, welche, nachdem sie sich von den Irrthümern der römischen Kirche überzeugt hatten, sich zur Flucht gezwungen gesehen und von selbst in die Verbannung gegangen waren. Nachdem er sie der Freundschaft Bernard's em-

pfohlen und sich mit ihm der nöthigen Vorsichts-maßregeln wegen berathen hatte, beeilte Hamelin sich, eine Gegend wieder zu verlassen, in welcher er allzu bekannt war, um es wagen zu können, sich öffentlich sehen zu lassen.

Einige Jahre vergingen, ehe diese Beiden sich wieder begegneten.

Wollen wir unserm Künstler auf seinem Wege folgen, als er gedankenvoll seine Schritte langsam heimwärts richtete? Er verfolgte im Innersten seines Herzens einen Gedanken, welcher eigentlich die Haupttriebfeder seiner ganzen geistigen und moralischen Thätigkeit war. Immer und immer wieder kommt er in seinen Schriften mit großem Ernst auf diesen einen Gedanken zurück, und in allen den langen Jahren des Ringens und Mühens, die Geschicklichkeit zu erlangen, die ihn in der Kunstgeschichte unsterblich machen sollte, war dieser Gedanke sein Antrieb und Sporn. Das Gleichniß von den Pfunden — die Pflicht jedes Menschen, mit den Gaben und Kräften, die er von Gott empfangen hat, zu wuchern — war der Prüfstein, auf welchem Bernard seine eigenen Werke prüfte.

Seine eigenen Worte, lange nachher geschrieben, werden dieses einleitende Kapitel am geeignetsten schließen: „Wenn es auch Einige giebt, welche zu

seiner Zeit von der heiligen Schrift etwas hören wollen, so bleibt es dennoch wahr, daß ich niemals etwas Besseres gefunden habe, als dem Rath des Herrn zu folgen; Seinen Geboten, Rechten und Verordnungen; und in Anbetracht Seines Willens habe ich gefunden, daß Er Seinen Kindern geboten hat, ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu essen und mit den Pfunden, welche Er ihnen gegeben hat, zu wuchern. Aus diesem Grunde habe ich auch die Pfunde, welche mir zu verleihen Ihm gefallen hat, nicht vergraben, sondern gesucht dieselben zur Ehre dessen, der sie mir gegeben, nützlich anzuwenden und zu vervielfältigen."

2. Kapitel.

Alles, was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch. Pred. 9, 10.

Lange Zeit noch, nachdem Palissy sich in Saintes niedergelassen hatte, blieb er beim Feldmessen, Malen und Zeichnen, arbeitete fleißig, und erzielte ein, wenn auch nur kleines, Einkommen, jedoch ausreichend für seinen Haushalt, der sich vergrößerte, denn jetzt hatte er schon ein zweites Kindlein zu liebkosen. Seiner Kraft sich bewußt, und nicht befriedigt von einer Arbeit, die blos das tägliche Brod einbrachte, bemühte er sich natürlicher Weise

mit Eifer, etwas Besseres zu ergreifen, als was er bislang gethan hatte.

Häufig vergeht eine lange Zeit, in welcher ein Mann von Geist Material zusammen sucht, ohne mit sich selbst klar darüber zu sein, wozu er dasselbe gelegentlich verwenden will, aber der Wendepunkt in seinem Leben erscheint und plötzlich, vielleicht durch einen vorübergehenden, blos zufälligen Umstand herbeigeführt, empfängt er den Anstoß, der ihn der Erfüllung seiner Bestimmung entgegen führt. So war es auch mit Palissy. Etwa zwei Jahre nach den Begebenheiten, im vorigen Kapitel erzählt, empfing Bernard einen kleinen Auftrag von einem der in der Nähe von Saintes wohnenden Edelleute. Dieser war ein Mann, der Geschmack und Sinn für die schönen Künste hatte, und in seinem Besitz fand sich eine Sammlung auserlesener maurischer Töpferwaaren. Nachdem er diese Palissy (der um seinen Auftrag in Empfang zu nehmen, aufs Schloß gekommen war) gezeigt hatte, holte der Edelmann aus dem Cabinet eine irdene Vase hervor, von so wunderbarer Schönheit in Form und Schmelz, daß unser Künstler vor Bewunderung verstummte. Er verstand nichts von der Töpferei, er besaß keine Kenntniß von Thonarten, aber das wußte er, daß kein Mann in ganz Frankreich ein solches Email hervorzubringen vermöchte.

Vielleicht weckte dieser letztere Gedanke seinen Ehrgeiz. Dem sei nun wie ihm wolle, genug in demselben Augenblick erfüllte seine Seele der Gedanke, daß er Email machen könne. Es konnte gemacht werden, denn hier stand die Probe vor ihm. Der einzige Mann im ganzen Lande zu sein, der diese herrlichen Vasen machen konnte, würde nicht allein seiner Familie reichlichen Unterhalt sichern, sondern auch ein Triumph der Kunst sein — ein Räthsel, vom größten Interesse zu lösen und eine Beschäftigung ganz nach seinem Herzen.

Am Abend rief er seine Frau zu sich und erzählte ihr, was er gesehen hatte und wie er seinen Sinn darauf gesetzt habe, Email machen zu lernen. Die arme Frau sah aus seinem strahlenden Antlitz, daß er vergnügt war, sie wußte, daß er sie und ihre Kinder liebe, und sie sagte kein Wort, ihm abzurathen, wiewohl er ihr offen und mit jener Wahrhaftigkeit, die ihm eigen war, erklärte, daß seine ersten Versuche mit vielen Kosten verknüpft sein würden. „Für meine gewöhnlichen Geschäfte wird viel Zeit verloren gehen, zudem muß ich mir Zuthaten kaufen und Schmelzöfen bauen, ohne daß das Alles anfangs Früchte trägt und etwas einbringt. Es wird mir mancher Versuch fehlschlagen und es kann eine lange beschwerliche Zeit vergehen, ehe ich die Kunst lerne

und meine Aufgabe löse. Ich werde sein wie ein Mann, der im Finstern tappt, denn ich habe keine Kenntniß von Thon, noch habe ich jemals irdene Töpfe backen sehen, auch weiß ich nicht, aus welchen Bestandtheilen das Email besteht." Seine Frau meinte, daß es am Ende wohl besser sein möchte, wenn er fleißig und thätig in seinem gegenwärtigen Beruf bliebe und ihr blasses Angesicht röthete sich mit Stolz und Freude, als sie zu ihm aufblickte, der in ihren Augen schon ein vollkommener Künstler war. Aber er achtete nicht auf ihre Worte, außer daß er sie zärtlich bat, guten Muthes zu sein. Armuth und Mühe würden ihn, für seine Person, wenig bekümmert haben, und wäre er von der Sorge für seinen Haushalt befreit gewesen, er würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, ausgewandert und zu den Töpfern gezogen sein, um so viel er konnte, von ihrem Handwerk zu erlernen. Allein er war an sein Haus und seine Pflichten und Sorgen gebunden, und somit mußte er ganz allein, ohne Stütze und ohne Theilnahme arbeiten. Nicht im Geringsten durch diese Schwierigkeiten entmuthigt, war sein Entschluß gefaßt — entweder die Erfindung zu machen, oder in dem Versuch zu Grunde zu gehen.

Ehe Palissy sich an diesem Abend zur Ruhe legte, nahm er wie seine Gewohnheit war, mit An-



dacht die heilige Schrift zur Hand, und indem er das 35. Kap. des 2. B. Mosis aufschlug, las er, wie Gott den Bezaleel, den Sohn Uris mit Namen berief und ihn mit Seinem Geist erfüllte, daß er weise, verständig, geschickt werde zu allerlei Werk, künstlich zu arbeiten in Gold, Silber und Erz, Edelsteine schneiden und einsetzen, Holz zimmern, zu machen allerlei künstliche Arbeit. „Dann bedachte ich," sagt er, „daß Gott mich mit einiger Kenntniß in der Zeichenkunst begabt habe und faßte ein Herz und flehete Ihn an um Weisheit und Geschicklichkeit."

Palissy verlor keine Zeit, ans Werk zu gehen. Er fing damit an, daß er sich einen Ofen baute, der nach seiner Meinung seinem Zweck wohl entsprechen werde und nachdem er sich eine Anzahl irdener Töpfe gekauft und dieselben in Scherben zerbrochen hatte, bestrich er diese mit verschiedenen chemischen Mischungen, die er gemengt und gerieben hatte, und die, nach seiner Voraussetzung in der Ofenhitze schmelzen mußten. Er hoffte, daß von all diesen Mischungen, die eine oder andere flüssig werden und sich in solcher Weise über die Scherbe ausbreiten werde, daß er dadurch einen Anhaltspunkt bekäme, in welcher Weise das weiße Email fabricirt würde, denn dieses sei, wie er gehört, die Grundlage aller andern. Ach! sein erster Versuch war nur der Anfang einer end=

losen Reihe von Täuschungen und Verlüsten, während er Monate und Jahre lang sich mit fruchtloser Arbeit abmühete. Allein wir dürfen unserer Geschichte nicht vorgreifen. Glücklicher Weise ließ der feurige Geist unseres Künstlers nicht zu, daß er den Schwierigkeiten unterlag, im Gegentheil, er schien aus dem Kampfe selbst neue Thatkraft zu schöpfen, als er Tag für Tag mit Liebe zur Sache und ganzer Willenskraft seine Versuche erneute und mit froher Hoffnung in der Irre tappte. Es ist ein wahres Wort, Ideen werden in der Brust von Dichtern und Künstlern Leidenschaften.

Viele Monate sind nun schon in dieser Weise verstrichen und die kleine Familie, die sich um Palissy's bescheidenen Herd versammelt zeigt Symptome, daß sie sich nicht mehr in dem gedeihlichen Zustande befindet, als wie wir sie zuerst gesehen haben. Lisette sieht mager und abgehärmt aus und auf ihrer Stirn ruht ein Schatten. Wie sie den Gartenweg hinunter geht um ihren Mann zum Mittagsessen zu rufen, könnt ihr bemerken, daß sie nur dürftig und ärmlich gekleidet ist und nicht mehr die nette anmuthige Haltung besitzt. Neben ihr, sie am Kleide fassend, geht ein zartes Wesen, dessen blasses Antlitz eine traurige Geschichte von kindlichen Leiden erzählt, und der Säugling, den sie auf dem Arm trägt, sieht bleich

und schwächlich aus. Der Ofen und der Schuppen in welchem Palissy arbeitet, stehen am Ende des Gartens, soweit als möglich vom Hause entfernt. Gleich daneben befindet sich die Landstraße und jenseits dieser, Felder und wüstes Land. Keine Mauer oder Umzäunung ist darum, und wenn die Winterstürme rasen, konnte nichts ungemüthlicher und frostiger sein. Palissy hat uns eine trübselige Beschreibung von dieser, seiner Werkstatt, hinterlassen. „Ich war“, erzählt er, „jede Nacht der Unbilde des Wetters, dem Regen und dem Sturm preisgegeben, ohne Beistand und ohne Gesellschaft, ausgenommen die der Eulen, welche an der einen Seite krächzten und der Hunde, die an der andern Seite heulten, und oft hatte ich, in Folge des Regens, der durch Dach und Wände drang, keinen trocknen Faden mehr an meinem Leibe.“ Jetzt indeß sieht sie traulich und malerisch aus, denn es ist Frühling und eine klare freundliche Sonne scheint darauf. Zudem schallt aus dem Schuppen, über welchen der Eigenthümer eine rankende Rose gezogen hat, die ihre Ranken mit dem Rohrdach verflochten und dasselbe mit Blumen übersäet hat, eine fröhliche Stimme heraus. Es ist die Stimme Palissy's, der mit tiefer Stimme den Psalm singt, welchen Luther so sehr liebte, und dessen melodische Strophen auch wir noch singen:

Gott ist unsre Hülf' und Stärke,
Unsre Zuflucht in der Noth.

Und der kleine Nicole, der eifrig den kleinen Töpfer spielt, begleitet mit seiner schwachen Stimme und schlägt den Takt mit seiner kleinen hölzernen Schaufel. Lisetten's Angesicht heitert sich auf, als sie dies hört, und im vergnügten Ton ruft sie Bernard herein und bittet den kleinen Knaben, seine Schwester zurückzugeleiten.

Ungeachtet Palissy lustig sang und ein fröhliches Gesicht zeigte, waren um diese Zeit seine Umstände weit davon entfernt, befriedigend zu sein. Wirklich hatte er eben wieder eine schwere Täuschung erfahren, und insgeheim entschloß er sich so eben zu einem Schritt, den er nur mit Ueberwindung und Schmerz that. Nachdem alle Versuche mit seinem eigenen Ofen fehlgeschlagen waren, kam er zu dem Entschluß einen neuen Weg einzuschlagen und seine Versuche nach dem Brennofen irgend eines Töpfers von Fach zu schicken, um dort geprüft zu werden. Zu diesem Zwecke kaufte er eine große Menge Steinzeug, welches er, nach seiner Gewohnheit, in Stücke zerbrach; drei bis vierhundert derselben bestrich er mit verschiedenen Mischungen und schickte sie nach einer anderthalb Stunden Weges entfernten Töpferei, und ersuchte die Arbeiter daselbst, diesen sonderbaren

Brand mit ihren eigenen Töpferwaaren zugleich zu brennen. Sie waren gerne bereit, den Töpfer aus Liebhaberei seine Versuche machen zu lassen; aber ach! als diese Arbeit gethan war und die Scherben aus dem Ofen genommen waren, erwiesen sie sich als durchaus werthlos. Auf keines derselben war auch nur eine Spur des langersehnten Schmelzes zu entdecken. Die Ursache dieses Fehlschlagens war zu dieser Zeit für den schwer getäuschten Bernard ein Geheimniß und er kehrte höchst entmuthigt nach Hause zurück, denn er wußte, daß seine Frau und Kinder Vieles entbehrten, dessen sie sich erfreut haben würden, wenn er stetig bei seinem Glasmalen und Landmessen geblieben wäre. Was war zu thun? „Von vorne wieder anfangen.“ Und er ging auf's Neue ans Werk zu mischen und zerreiben und noch mehr Scherben zu demselben Töpfer zu senden, als vorher. Dies setzte er eine Zeitlang „mit großen Kosten, Zeitverlust, Aufregung und Kummer“ fort. Endlich fand ein noch bedenklicheres Mißlingen als gewöhnlich statt und dieses, mit vielen andern Umständen, warnte unsern Künstler, daß es an der Zeit sei, für eine Weile von seinem Vorhaben abzustehen und sich nach lohnenderer Beschäftigung umzusehen. Seine Mittel waren gänzlich erschöpft, während die Bedürfnisse für seinen Hausstand sich bedeutend ver-

größert hatten und er konnte gegen das kummervolle Aussehen seiner Frau, die er liebte, nicht blind sein, noch gleichgültig gegen den Mangel, den seine Kinder litten.

Drei Jahre hatte er auf diese Arbeit verwandt und gegenwärtig war er noch nichts klüger, als da er damit anfing, und er entschloß sich jetzt seine alten Erwerbszweige wieder zu versuchen. Seine Frau hielt ihm vor, daß für Nahrung und Arzenei gesorgt werden müsse und mit leiserer Stimme fügte sie hinzu, daß der Doctor noch nicht für ihr letztes Wochenbett und für die Behandlung ihres verstorbenen Kindes bezahlt sei, das er so schnell wieder zu heilen versprochen hatte, ungeachtet es kränkelte und abzehrte wie eine vom Frost berührte Blüthe, die hinschwindet und abfällt. Arme Mutter! Die Thränen rollten ihre Wangen hinab bei diesem Gedanken, und obgleich noch drei hungrige Münde vorhanden waren, die nach Nahrung verlangten, konnte sie sich doch nicht über den Verlust Eines dieser ihrer Schätze trösten. Aber Palissy überließ sie nicht ihrem Kummer, er trocknete ihre Thränen und erzählte ihr lächelnd, daß er frohe Nachrichten für sie habe. Gestern waren die Commissaire in der Stadt angekommen, die vom Könige gesandt worden waren, in dem Distrikt Saintogne die Salzsteuer einzuführen und dem An=

scheine nach hielten sie keinen Mann in der ganzen Diöcese befähigter, die Karten von den Inseln und Ländern, welche die Gegend umgeben, wo das Salz gewonnen wurde, zu entwerfen, als Bernard Palissy. Das war eine einträgliche Beschäftigung und würde ihm für viele Monate Arbeit geben.

Das war in der That eine frohe Botschaft für Lisette und in jener Nacht schlief sie süß und träumte von ihrer Mädchenzeit, denn wenn das Herz froh ist, sonnt es sich in der Erinnerung aus der Jugendzeit. Ihres Mannes Gemüthsruhe war wesentlich beeinträchtigt, denn es schmerzte ihn tief, daß er sich gezwungen sah, sein Ringen, das ihm so viel gekostet, aufzugeben, ehe sein ausdauerndes Streben mit Erfolg gekrönt worden war.

Vielleicht war es in Wirklichkeit ein Vortheil für ihn und trug zu seinem möglichen Erfolg bei, daß er in dieser Weise gewaltsam gezwungen wurde, sich für einige Zeit Ruhe zu gönnen. Wenn ein Mensch wiederholt Mißgeschick in einer Sache gehabt hat, dann ist es gut, wenn er eine Weile damit aufhört und womöglich den Gegenstand, der seine Gedanken schon zu lange und zu unablässig beschäftigt hat, ganz ruhen läßt.

Durch solche Betrachtungen bestimmt, beschloß Palissy seine Arbeiten in Bezug auf die Erfindung,

worauf er seinen Sinn gesetzt hatte, gänzlich einzustellen und „sich zu stellen, als ob er gar nicht begierig sei, in das Geheimniß der Emailbereitung einzudringen."

3. Kapitel.

Hier ist Geduld der Heiligen, hier sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum. Offenb. 14, 12.

Von dem einträglichen Amt, welches ihm von den Salzsteuer=Commissairen übertragen worden, hat Palissy in seinem geistreichen Bericht über die Marschen an der Seeküste von Saintogne einige Nachricht gegeben. Die Arbeit, welche ihm anvertraut war, bestand darin, eine Karte von dem Distrikt, welcher an die westliche Küstenlinie stößt, wo sich die berühmten Sümpfe befanden, welche das meiste Salz lieferten, zu entwerfen. Zu jener Zeit war Saintogne die Hauptquelle, von woher ganz Frankreich das Salz bezog, bis dasselbe reichlicher in Britannien gewonnen wurde und die Steuer, welche von diesem Artikel erhoben wurde, lieferte eine sehr hohe Summe in den königlichen Schatz. Aber bei aller Geschicklichkeit und Strenge, womit die Steuer eingetrieben wurde, hatten die Steuer=

erheber doch immer noch gegen Schmuggel und Betrug zu kämpfen, und im Jahre 1543 entschloß sich Franz der Erste, nachdem er auf verschiedene Weise die Salzsteuer einzutreiben versucht hatte, ein neues und strengeres Verfahren in Anwendung zu bringen, in Folge dessen ganz genaue Vermessung und neue Karten nothwendig wurden.

Was uns bei diesen Vermessungen insbesondere interessirt, ist die Thatsache, daß die Inseln Oléron, Allevert und Marepènes, die Saintogner Inseln genannt, welche einen Theil dieses Marschdistrikts bilden, vorzugsweise der Zufluchtsort der verfolgten Flüchtlinge waren, die die Reformation nach Saintogne brachten. Da diese Gegend entfernt von der großen Heerstraße lag und in einer verwickelten Reihe von Sümpfen bestand, bildete sie ein ausgezeichnetes Versteck, und hier war es, wo verschiedene „reformirte Mönche" sich niedergelassen hatten; Einige trieben einen kleinen Handel, andere hatten Dorfschulen errichtet, oder suchten auf andere Weise unerkannt ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Da es für größere Schiffe unmöglich war, sich der niedrigen flachen Küste zu nähern, so bestand die Hauptarbeit, diese Marschen und Sümpfe zugänglich zu machen, in der Anlage von Verbindungscanälen, auf welchen das Salz der offenen See zugeführt

werden konnte. Viel Geld und Arbeit war auf die Anlage von Deichen, Kanälen und Wegen verwendet worden — welche ein förmliches Netz von vielen Meilen im Umfang bildeten —, um es möglich zu machen, kleine Barken und Kähne heraufzubringen, welche in das flache Land eindrangen, um das Salz von dort abzuholen. So verworren waren diese Verbindungswege, daß ein Fremder, der ohne Führer in dieselben hineingerieth, nicht im Stande war, seinen Weg zu finden, oder aus den Marschen wieder herauszukommen. Während des Winters wurden alle diese Marschen unter Wasser gesetzt, damit die Thonerde, welche die Grundlage der Deiche und der Kanalufer bildete, nicht durch den Frost beschädigt würde, und dadurch war, während eines großen Theil des Jahres, alle Verbindung abgeschnitten und gesperrt. Welch einen herrlichen Zufluchtsort mußte diese Gegend jenen Männern bieten, welche verfolgt wurden, wie man ein Rebhuhn jagt auf den Bergen! Natürlich hatten hier auch die drei Flüchtlinge, welche Hamelin hergeführt hatte, mit vielen Andern in gleicher Lage ein Versteck gefunden; es waren Männer, deren makelloser Wandel und thätige Barmherzigkeit ihnen die Achtung der armen Bauern erwarb, bei denen sie sich eine Wohnstätte gesucht. Sie suchten dieselben auf in ihren Hütten,

sorgten, soviel sie konnten, für ihre Bedürfnisse, und wagten es nach und nach, diejenigen Religionswahrheiten zu verkündigen, um derentwillen sie den Verlust ihrer irdischen Habe erduldet und bereit waren, ihr Leben selbst zu opfern. Zuerst ertheilten sie ihre Unterweisung mit Vorsicht. Sie sprachen in Gleichnissen, voll verborgenen Sinnes, bis sie sich überzeugt hatten, sie würden nicht verrathen werden. Langsam, aber stetig hatte der Sauerteig zu wirken begonnen, und kurze Zeit nachdem Palissy seine Aufgabe vollendet (die nicht geringe Arbeit erforderte und die ihn über ein Jahr lang beschäftigte), kam dem Bischof von Saintes zu Ohren, daß die Gegend voll Lutheraner sei, welche ohne Verzug auszurotten im höchsten Grade nothwendig und wünschenswerth sei.

Dem Teufel fehlt es nie an bereitwilligen Dienern, seinen bösen Willen zu vollziehen, und bei dieser Gelegenheit machte sich ein Mann „von verkehrtem und gottlosem Wandel," mit Namen Collardeau, ein Staatsanwalt, geschäftig ans Werk, den Versteck der Ketzer auszukundschaften. In jenen Tagen war Saintes ein ausgedehnter und einträglicher Bischofssitz von über 700 Kirchspielen, und der Bischof war eine erhabene Person, in dessen Adern „das Blut des heiligen Ludwig floß," nämlich

Carl, Kardinal von Bourbon, Bruder des Königs von Navarra, damals drei und zwanzig Jahr alt. Der passendste Platz für ihn war bei Hofe, und natürlicher Weise hielt er sich dort auch auf und kümmerte sich wenig um das ketzerische Treiben der Bauern auf den Saintogne Inseln.

Mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdiggewesen wäre, schrieb Collardeau nicht blos wiederholt an Sr. Hochwürden, und trug seine Anklage vor, sondern unterstützte seine energischen Anstrengungen noch ganz wesentlich durch eine Reise in die Hauptstadt. Durch solche Mittel brachte er es dahin, daß er von dem Bischof und dem hohen Rath in Bordeaux Vollmacht, zugleich mit den nöthigen Geldmitteln, erhielt, um seine Absichten durchzuführen. So ausgerüstet, fing er damit an, die Habgier gewisser Richter zu bearbeiten, mit denen er so erfolgreich unterhandelte, daß er die Verhaftung des Predigers von St. Denis, eine kleine Stadt auf der äußersten Spitze der Insel Oléron, mit Namen Bruder Robin, durchsetzte; eines Mannes von solchem Feuereifer, daß man hauptsächlich bemüht war, an ihn, zum warnenden Beispiel für die Andern, zuerst Hand anzulegen. Bald nachher wurde ein anderer Prediger, Namens Nicole, festgenommen, und nur wenige Tage später traf dasselbe Schicksal den

Schullehrer zu Gimosac, ein Mann, der von den Einwohnern, zu denen er Sonntags predigte, sehr geliebt wurde. Dieser letztere Fall schmerzte Palissy ganz außerordentlich. Er kannte und achtete diesen guten Bruder ganz besonders, und seiner Sorge hatte er den kleinen Nicole anvertraut, der, seitdem Bernard mit der Vermessung der Marschen beschäftigt war, die Schule zu Gimosac besuchte. Das arme Kind weinte bittere Thränen, als es seinen Eltern den schmerzlichen Abschied beschrieb, von dem es Zeuge gewesen; denn die armen Dorfbewohner ließen sich durch die Drohungen ihrer grausamen Feinde nicht schrecken, sondern begleiteten ihren geliebten Lehrer mit Gebet, Thränen und Wehklage bis ans Ufer ihrer kleinen Insel. Dort leider mußten sie sich trennen, um sich hier auf Erden nimmer wieder zu sehen.

Es war am Vorabend des St. Johannestages, am 23. Juni 1546, als die Bürger von Saintes Zeuge waren eines sonderbaren, Unheil verkündenden Schauspiels, der Vorläufer jener Schrecken, welche späterhin innerhalb der Mauern ihrer alten Stadt stattfinden sollten. Der Tag, der ein katholischer Festtag war, fing mit Musik und allerlei Lärm an, während sich die ganze Bevölkerung, vom Größten bis zum Niedrigsten, mit Blumen geschmückt hatte. Alte Theertonnen und Reisigbündel lagen längs des

Flußufers aufgehäuft, um am Abend zur Illumination zu dienen, während Tanz, Schmausereien und Spiel den Tag ausfüllten. Am Nachmittag wurden mehrere große Fässer Wein öffentlich ausgeschenkt und es herrschte eine allgemeine Lustigkeit. Von früh Morgens an drängten sich ganze Haufen zum Altar des Schutzpatrons der Stadt, um die demselben gelobten Gaben darauf zu legen und ihn dadurch günstig für sie zu stimmen.

Unter der Menge, welche sich um Mittag in der Hauptstraße drängte, befanden sich zwei Männer, der Eine, groß und von starkem Körperbau, blickte mit einer Miene nachdenklicher Sorge um sich. Er befand sich noch in der Blüthe des Mannesalters und seine ganze Haltung deutete auf Thatkraft und Verstand, und aus seinen Augen leuchtete ein begeistertes Feuer; man erkannte sofort in ihm den Arbeiter, dessen Hände das, was sie zu thun hatten, auch mit ganzer Kraft zu thun gewohnt waren. Sein Begleiter war klein und verwachsen und würde nicht leicht Interesse erregt haben, wenn sich nicht in seinem blassen eingesunkenen Angesicht ein außergewöhnlich tiefes Gefühl abgespiegelt hätte. Diese Beiden näherten sich der Kirche des St. Eutropius, wo der Heilige vor den verwunderten Augen der Menge ausgestellt war. Beim Betreten der geheiligten

Räume knieten Alle andächtig vor einem Schrank, mit einem eisernen Gitter davor, machten in ehrerbietiger Entfernung verschiedene Kniebeugungen und sagten Gebete her. Zuletzt öffnete der dienstthuende Priester die Thür des Schrankes, in welchem das Haupt des Heiligen verwahrt wurde und zeigte diesen Schatz den neugierigen Blicken. Es würde schwer halten, einen Gegenstand auszusinnen, der weniger geeignet gewesen wäre, Andacht zu erwecken, als dieser, der Verehrung dargebotene. Dasselbe war unförmlich groß, ganz von massivem Silber; das Haupthaar und ein ungeheurer Backenbart waren vergoldet und die Schultern waren mit feiner Leinewand umhüllt und mit glänzenden Edelsteinen geschmückt. Rundherum standen die Opfergaben, von dem verführten Volke dargebracht, welches diesem geschnitzten Bildnisse höchst wunderbare Heilkräfte zuschrieb. Das Heiligenbild war von den Opfergaben völlig umringt. Ganze Züge, kommend und gehend, füllten die Kirche und strömten dann wieder hinaus in die belebten Straßen, das lustige Treiben zu betrachten und die Tagesneuigkeiten zu verhandeln.

Nahe an der Kirchthür hatten Palissy und sein Begleiter ihren Standpunkt genommen und sprachen flüsternd mit einander. „Ach, ich weiß, daß die Begebenheiten wahr sind, und kann dafür einstehen,"

sagte der Erstere, „denn ich war sogar selbst gegenwärtig, als die drei Brüder bewunderungswürdig disputirten und ihre Lehre dem falschen Priester Naviéres gegenüber vertheidigten, der selbst vor wenigen Monaten angefangen hatte, die Irrthümer des Papstthums zu entdecken, nun aber, durch die Liebe zum Gelde geblendet, das gerade Gegentheil verficht. Bruder Robin verstand meisterlich, ihm dies geradezu ins Gesicht zu sagen und er wurde bei dessen Worten ganz verlegen, denn das Recht ist auf Seiten der armen Ketzer, wie sie genannt werden, die Macht aber auf Seiten ihrer Feinde, und seit der Zeit haben sie beständig im Kerker geschmachtet. Nach einiger Zeit wurde Robin schlimm krank und es stand zu befürchten, daß er nun doch noch in seinem Bette sterben würde; sie schickten zu Doctor und Apotheker, und der Letztere ist ein alter Bekannter von mir, denn er hat mich während unserer vielen Krankheiten leider nur zu oft besuchen müssen. Der würdige Mann hat manche Botschaft von mir zu den Brüdern gebracht und hat ihnen mehr als in einer Weise gute Dienste geleistet." „Und jetzt macht man sie zu einem öffentlichen Schauspiel, wie in alten Zeiten die Knechte Gottes", entgegnete Bernards Begleiter, „es ist eine schlimme Sache, wenn die Gottlosen triumphiren, und die Gerechten ein

Fegopfer aller Leute sind.“ „Geduld mein guter Victor“, antwortete der kräftige Töpfer. „Laß uns das Ende dieser Dinge betrachten. Gegenwärtig stehn wir noch am Anfang der Trübsal; ich bin der Meinung, wir müssen auf Prüfungen gefaßt sein und uns versichert halten, daß wir auf Feinde stoßen werden, wenn wir auf gradem Wege der Sache Gottes nachfolgen und dieselbe unterstützen, denn solches ist schon im alten und neuen Testamente verheißen worden: Daher laßt uns unter den Schirm unseres schützenden Herrn und Meisters, des Herrn Jesu Christi eilen, welcher zu rechter Zeit und am rechten Ort, das Seinem Volke zugefügte Unrecht zu rächen wissen wird und der unsere Leiden kennt.“

Als er noch sprach, vernahm man in der Ferne Musik, und augenblicklich wurde es laut und lebendig auf der Straße, man lief, drängte und stieß sich schreiend und lärmend. Da erschien die Prozession, dessen Nahen durch den Klang der Trommeln, Pfeifen und Tamburinen angekündigt worden war. Bunt gekleidete Reiter ritten paarweise im Schritt vorauf, dann folgten Banner und Fahnen; ein Haufe Priester, barhaupt mit Fackeln in den Händen schritt feierlich vorüber. Alsdann bot sich den Blicken der Menge ein sonderbares, trauriges Schauspiel dar: Drei Männer, grün ausstaffirt und mit bunten,

flatternden Bändern geschmückt, erschienen, aufgezäumt wie ein Pferd, und jeder hatte einen eisernen Apfel, der am Zaum befestigt war, im Munde, der dadurch ganz ausgefüllt wurde. So gemartert und verhöhnt wurden die drei Brüder, Robin, Nicole und der Schullehrer von Gimosac durch ihren grausamen Feind Collardeau, der den Zug im Triumph anführte, gleich wilden Thieren auf ein Gerüst getrieben, welches auf dem Marktplatz aufgeschlagen worden war, um sie, als wären sie Thoren und Wahnsinnige, den Verwünschungen des großen Haufens preiszugeben. Als dies geschehen war, wurden sie wieder ins Gefängniß zurückgebracht, um von dort nach Bordeaux geführt zu werden, ihr Todesurtheil zu empfangen.

„Ein scheußlicher Anblick," sprach Palissy, tief aufathmend, als er den drei Duldern nachblickte, deren einziges Vergehen darin bestand, daß sie männlich die Sache der Wahrheit vertheidigt, „der uns staunen macht über die wunderbare Geduld Gottes. Wie lange, o Herr, willst du deine Auserwählten der Gnade derer überlassen, die nicht aufhören sie zu martern?" Diese kummervollen Worte waren kaum gesprochen, als zwei Burschen, welche in der Nähe standen, anfingen, sich zu zanken und zu schlagen. Alsbald bildete sich ein Kreis um sie und die

Umstehenden schrieen: „Schlage tüchtig darauf, als wenn er ein Ketzer wäre!" „Ach!" sagte Palissy, „welche schreckliche Verbrechen werden noch begangen werden, wenn solch ein Geist zur Reife gedeiht; an andern Orten sind schon gräuliche Dinge vollbracht worden. Noch gestern hörte ich von Jemand, den ich nicht nennen will, daß in Paris und in anderen Städten Viele verbrannt oder auf andere Weise ums Leben gebracht worden sind. Ein Bauer im Walde von Lyon begegnete vier Männern auf ihrem Wege zum Richtplatz. Er fragte nach dem Grunde ihrer Strafe, und als er erfahren, daß sie Hugenotten seien, bat er um einen Platz für sich auf dem Karren und ging mit ihnen zum Galgen."

An jenem Abend ereignete sich etwas, was Bernard einen „bewundernswerthen Zufall" nennt. Die drei Ketzer waren nach ihrem Gefängniß zurückgebracht worden, streng bewacht, insbesondere Robin, welcher der vornehmste Gegenstand des Hasses war und den man mit ausgesuchter Grausamkeit vom Leben zum Tode zu bringen gedachte. Er wurde, gleichwie seine Gefährten, in einem Kerker, der an den bischöflichen Palast stieß, in Eisen gelegt, und nicht nur stand eine Schildwache draußen davor, sondern auch eine Anzahl großer Hunde waren in den Gefängnißhof eingelassen worden. Aller dieser

Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, verzweifelte Robin aber nicht. Er hatte sich eine Feile zu verschaffen gewußt (vielleicht hätte Palissy Auskunft darüber geben können, wie er dazu gelangte), und nachdem er die Ketten an seinen Beinen abgefeilt hatte, übergab er die Feile seinen Mitgefangenen, und machte sich daran ein Loch durch die Gefängnißmauer zu scharren. Dabei ereignete sich aber ein seltsamer Zufall. Es waren nämlich eine Anzahl leerer Weinfässer, die während des Festes geleert worden waren, an der Wand aufgestapelt worden, und an diese stieß der Gefangene bei seinem Fluchtversuch, so daß sie mit einem dumpfen Gepolter umfielen und die schlafende Schildwache weckten, die eine Weile horchte, allein, als sie weiter nichts hörte, schlief sie, überwältigt vom Wein, den sie reichlich genossen, sanft wieder ein. Bernard erzählt in seiner drolligen Weise, was darnach geschah, also: „Alsdann verfügte sich besagter Robin in den Hofraum, und ergab sich den Hunden auf Gnade und Ungnade; indeß hatte Gott ihm eingegeben, etwas Brot mitzunehmen, welches er den Hunden vorwarf, die so stille und ruhig waren, als Davids Löwen in der Grube. Es war dafür gesorgt, daß er das Gartenthor offen fand, woselbst er, als er sich auch dort von ziemlich hohen Mauern umschlossen fand, beim

Mondlicht einen hohen Birnbaum gewahrte, nahe genug an der äußern Mauer, und als er diese bestiegen, entdeckte er an der Außenseite der Mauer einen Schornstein, auf welchen er mit Leichtigkeit hinaufspringen konnte." Er war bald glücklich auf der Straße, allein, da er früher niemals in der Stadt gewesen war, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte. In dieser Verlegenheit erinnerte sich der gewandte Flüchtling der Namen des Arztes und des Apothekers, die ihn behandelt hatten, und nun klopfte er von Thür zu Thür und erkundigte sich nach deren Wohnung. Es war ihm gelungen, seine Fesseln an seinem Beine festzubinden und seine Kleider so geschickt zu arrangiren, daß sie der Livree eines Bedienten einigermaßen ähnlich sahen, so daß die Leute, welche er weckte, sich täuschen ließen und in der Meinung, daß ein eiliger Krankheitsfall eingetreten sei, ihm die nöthige Auskunft ertheilten. Auf diese Weise glückte es ihm, unter ein befreundetes Dach zu kommen und von dort wurde er sicher aus der Stadt geleitet. Er wurde bei diesem gefährlichen Abenteuer nicht angehalten, wiewohl er an die Thür eines seiner Erzfeinde geklopft hatte, der am andern Morgen für seine Gefangennahme einen Preis von fünfzig Thalern aussetzte.

Ach der arme Nicole und der gutmüthige Schul-

lehrer von Gimosac! Bruder Robin hätte sehr gewünscht, daß sie ihn begleitet und seine Gefahr getheilt hätten; sie aber zogen es vor, in ihren Ketten zu verbleiben. Als er einsah, daß sie weder Kraft noch Ausdauer genug besaßen, seinem Beispiele zu folgen, nahm er voll Trauer Abschied von ihnen, indem er mit ihnen betete, sie tröstete und sie ermahnte getrost auszuharren und dem Tode mit Muth entgegen zu gehen. Beide starben wenige Tage nachher in den Flammen, der Eine in der Stadt Saintes, der Andere in der Stadt Libourne. Das Herz Palissy's war zu voll, als daß er im Stande gewesen wäre, die Einzelheiten dieser Begebenheiten aufzuzeichnen. Es war das erste Mal, daß die Scheiterhaufen vor seinen eigenen Augen angezündet wurden, und als er dieses schreckliche Schauspiel betrachtete, wurde seine Seele mit einem unauslöschlichen Eifer erfüllt und von dieser Zeit an stellte er sich mit ganzer Macht und seiner ganzen Willenskraft auf die Seite der Reformirten.

---

4. Kapitel.

Und ich ging hinab in des Töpfers Haus; und siehe, er arbeitete eben auf der Scheibe. Und der Topf, den er aus dem Thon machte, mißrieth ihm unter den Händen. Jer. 18, 3. 4.

Kurz vor den Begebenheiten, die wir in dem vorhergehenden Kapitel erzählt haben, hatte es unter Palissy's Nachbarn und Bekannten wegen seines Benehmens eine nicht geringe Aufregung gegeben. Täglich konnte man wahrnehmen, wie sich in der Nähe seines Gartens und seiner Werkstelle kleine Gruppen von Menschen bildeten, die auf verschiedene Weise ihre Verwunderung und ihren Unwillen über sein Betragen laut werden ließen und in nicht sehr gewählten Ausdrücken sich über seinen Eigensinn und seine Thorheit aussprachen. Dieser Unwille erreichte seinen Höhepunkt, als eines Tages nah und fern die Neuigkeit erzählt wurde, daß der arme Mann wirklich toll geworden und die Umzäunung seines Gartens umgerissen und den Fußboden in seiner Wohnung aufgebrochen habe, und daß sein unglückliches Weib, halb verrückt über sein Beginnen, mit ihren Kindern geflohen sei und bei einem Nachbar Zuflucht gesucht hätte.

Um unsern Lesern alles dieses erklären zu können, ist es nothwendig, daß wir unsere Schritte wieder

rückwärts wenden und erst erzählen, auf welche Art unser Künstler die beiden Jahre, welche auf seine Vermessung der Marschgegend folgten, zugebracht hat.

Unbeirrt durch das Fehlschlagen seiner früheren Versuche und für eine Zeitlang von Nahrungssorgen befreit, überlieferte Palissy das Geld, welches er für seine Arbeit erhalten hatte, den Händen seiner Frau und nahm seine Arbeiten und Versuche, das weiße Email zu erfinden, wieder auf.

Zwei Jahre unabläßiger und eifriger Arbeit folgten, die kein praktisches Resultat lieferten, obgleich einmal ein theilweises Schmelzen seiner Mischungen stattgefunden hatte, welches ihm hinreichend Muth gab, auszuharren. Während dieser zwei langen Jahre, so erzählt er selbst, that er nichts, als zwischen seinem Hause und den nächstgelegenen Glashütten hin und her zu wandern, wo die Oefen, die bedeutend heißer, als diejenigen in den Töpfereien waren, ihm weit größere Aussicht für das Gelingen, sein Material zu schmelzen, boten.

War es ein Wunder, daß Mangel und Sorge in seinem Hause sich einstellten, wenn sein Weib verdrießlich und traurig wurde, und wenn die Nachbarn, die die hülflose Frau und die unschuldigen Kinder bemitleideten über den Mann ein hartes Urtheil fällten, der seine Zeit damit vergeudete, Töpfe zu

kaufen und sie in Scherben zu schlagen und unnütze Wege zu machen? Auch der Tod war zweimal bei ihm eingekehrt, hatte die beiden kleinen kränklichen Kinder, die wir, sich an die Mutter klammernd, gesehen haben, entführt, während zwei andere, deren Erbtheil leider dieselbe Krankheit war, wieder geboren wurden. In letzter Zeit war Lisette, voll trauriger Gedanken, angefangen zu klagen und ihrem Mann Vorwürfe zu machen. Ihr Gemüth war durch Entbehrungen und Sorge verbittert worden und die Hoffnung, so lange gehegt, hörte auf, ihren Muth aufrecht zu erhalten. Sie konnte den Weg, den Bernard verfolgte, nicht verstehen. Sie nahm keinen Antheil an seiner glänzenden Einbildung von zukünftigem Ruhm und Reichthum und das Gefühl der Kraft und der feste Wille, der ihn beseelte und stärkte, war ihr etwas Unbekanntes und Unverständliches. Armes, duldendes Weib! Sie fühlte wie alle andern, gewöhnlichen Frauen und Mütter in ihrer Lage gefühlt haben würden, und sein hartnäckiges Bestehen auf einer nutzlosen Arbeit beklagend, verbitterte sie ihm das Haus durch ihr Jammern und ihre Vorwürfe.

In dieser Noth begann Pallissy zu weichen; er wurde unschlüssig und machte zuletzt mit seiner ängstlichen Frau einen Vergleich. Noch einen letzten Versuch bedang er sich aus und — wenn auch der fehl=

schlug, wollte er für immer sein Suchen aufgeben. Er muß es gefühlt haben, daß das Glück und die Wohlfahrt seines ganzen Lebens auf einem Wurf standen. Wir thun besser, seine eigene rührende Erzählung dessen, was geschah, anzuhören, wie er Rath und Hülfe von Oben hoffte. Auf allen seinen Wegen erkannte dieser fromme Mann die himmlische Vaterhand an und suchte Gottes Beistand. Was in dieser Krisis sich begab, erzählt er folgendermaßen: „Es war Gottes Wille, als ich anfing den Muth zu verlieren und zum letzten Mal in Begleitung eines Mannes, welcher über dreihundert Scherben trug, womit die Probe gemacht werden sollte, nach einer Glashütte ging, daß die Mischung auf eine dieser Scherben, nachdem sie vier Stunden im Ofen gewesen war, schmolz und so weiß und glänzend wurde, daß ich solche Freude darüber empfand, daß ich glaubte eine neue Kreatur geworden zu sein."

Wie auf Flügeln eilte er nach Hause, seinen Schatz in der Hand, welchen er „außerordentlich schön" nennt, und beinahe außer sich vor Freuden, stürzte er in die Kammer, wo seine arme Frau im Krankenbett lag, und die blendend weiße Scherbe hoch in die Höhe haltend, rief er: „Ich habe es gefunden!"

Lisette wurde von seiner Fröhlichkeit angesteckt



und begrüßte mit Freuden dieses erste Zeichen wiederkehrenden Wohlstandes. Arme Frau! Sie ahnte nicht wie lange sie noch warten mußte, bis sie sich in den Strahlen desselben sonnen konnte. Palissy aber war überzeugt, daß er jetzt das vollkommenste weiße Email erfunden habe und sein Entzücken darüber stand mit der Arbeit und Mühe die es ihn gekostet, im Verhältniß. Jetzt war kein Gedanke daran, die Sache aufzugeben und zu seiner früheren Beschäftigung zurück zu kehren. Er war sicher, daß nunmehr glänzende Ergebnisse bald nachfolgen würden und von jetzt an war es nothwendig, daß er für sich allein arbeitete und sich zu seinem eigenen Gebrauch einen Ofen, nach Art der Glasöfen baute. Im Geiste schon die Hand ausstreckend, den Preis zu erfassen, machte er sich mit Eifer, daran, aus Thon Gefäße nach seinen eigenen Zeichnungen zu formen, die, mit dem kostbaren, weißen Email seiner Erfindung überzogen, er mit hübschen Gemälden zu schmücken beabsichtigte. Er sah sie ohne Zweifel vor seinem geistigen Auge schon so schön, als er sie in späteren Jahren wirklich auch hervorbrachte — jene vollkommene Meisterstücke von Porzelain en relief und jene Service, geschmückt mit allerlei Figuren, Thiere, Drachen Insecten, Käfer und Blumen; Kunstschätze voll Anmuth, Schönheit und Einfachheit, welche von den

reichen Edelleuten jener Tage eifrig gekauft wurden, um ihre Säle zu zieren und ihre Schlösser zu verschönern und die jetzt mit Gold aufgewogen werden.

Allein wenn auch seine Phantasie dieselben sah, wie sein Geschmack. so veredelt und geläutert, sie bereits entworfen hatte, so war es doch immer nur noch der rohe Thon, mit welchem seine Hände zu schaffen hatten, und leider „verstand er nichts von den Erdarten.“

Sieben bis acht weitere Monate wurden daran gesetzt, diese Gefäße anzufertigen, und dann fing er an seinen Ofen zu bauen. Mit unglaublicher Mühsal und Arbeit — denn er hatte Niemand, ihm hülfreiche Hand zu leisten, nicht einmal um Wasser zu schöpfen und Steine zum Bau des Ofens herbeizuschaffen — plagte sich der unermüdliche Mann, bis er seinen Ofen fertig hatte und seine Gefäße vorläufig brennen konnte. Und alsdann, anstatt nach seiner mühevollen Arbeit zu ruhen, die länger als einen Monat gedauert hatte, arbeitete er Tag und Nacht, die Stoffe, aus denen er das weiße Email bereitet hatte, zu zerreiben und zu mischen. Endlich hatte er auch diese Aufgabe gelöst und die Gefäße, mit dem Gemisch überzogen, wurden in dem Ofen aufgestellt.

Jetzt betrachte ihn! Er hat das Feuer in seinem



Ofen angezündet und unterhält es durch die zwei Feuerlöcher, womit derselbe versehen ist. Er spart die Feurung nicht; er heizt fleißig den ganzen Tag; und auch während der ganzen Nacht läßt er das Feuer keinen Augenblick ausgehen. Doch das Email schmilzt nicht. Die Sonne geht auf, prächtig und glühend, und Nicole, jetzt ein stämmiger Knabe von elf bis zwölf Jahren, bringt seinem Vater einen Napf voll Suppe zum Frühstück; ein ärmliches, spärliches Gericht, wenig geeignet die übermäßig angestrengten Kräfte wieder zu ergänzen, aber gierig von dem hungrigen Künstler verschlungen, der einige Augenblicke inne hält, sie zu verzehren. Wie bleich, mager und heruntergekommen er aussieht! Welche Erschöpfung drückt sich in seinem Antlitz aus! Aber ganz unerschüttert, ruhig hoffend inmitten seiner schweren Arbeit.

„Gott segne dich, mein Kind," spricht er, als er dem Knaben den leeren Napf hinreicht; „mache fleißig deine Schularbeit heute und morgen, ich hoffe wir können dann einen Feiertag machen und zusammen durch die Felder streifen, wie wir sonst wohl zu thun pflegten." „Ei Vater, wer soll dann den Ofen versorgen?" „Ich hoffe, der hat sein Werk gethan. Sicherlich wird die Masse bald schmelzen."

Allein die Stunden jenes Tages schwanden dahin und die finstere Nacht folgte, und noch arbeitete Palissy mitten in dem Knistern und der Gluth des Ofens. Ein zweiter Tag graut und noch nährt er sein Feuer. Erschöpft und müde fällt er bisweilen einige Augenblicke in Schlaf, indeß sein immer wacher Geist weckt ihn fast in demselben Moment wieder und er wirft wieder mehr Holz ins Feuer. Vergeblich. Sechs Tage und sechs Nächte hat er vor dem glühenden Ofen zugebracht, jeden Tag eifriger und arbeitsamer als an dem vorhergehenden — aber das Email schmilzt nicht. Endlich, überzeugt daß etwas nicht in Ordnung sei, hört er mit seiner Arbeit auf. Er sitzt da, gesenkten Hauptes und mit glanzlosen Augen in das rauchende Feuer starrend, welches langsam verlöscht. Was wird er nun beginnen? In wenigen herzergreifenden Worten, erzählt er uns, was er thun will. „Als ich sah, daß es unmöglich sei, die Masse in Fluß zu bringen, war ich wie ein Mann in Verzweiflung, und obgleich ganz betäubt von der anhaltenden schweren Arbeit, überlegte ich doch mit mir selbst, daß in meiner Mischung etwas versehen sein müsse. Ich fing daher auf's Neue an zu stoßen, und zu reiben, ohne während der ganzen Zeit meinen Ofen ganz kalt werden zu lassen, auf diese Weise hatte ich nun doppelte Arbeit, stoßen,

reiben und das Feuer unterhalten. Auch war ich genöthigt hinzugehen und Töpfe zu kaufen, um die neue Mischung zu prüfen, da es sich herausstellte, daß alle die Gefäße, die ich gemacht, unbrauchbar geworden. Und nachdem ich die neuen Stücke mit der Mischung bestrichen hatte, brachte ich sie in den Ofen und erhielt das Feuer in der höchsten Gluth. Aber da ereignete sich ein neues Mißgeschick, welches mir großen Kummer verursachte — nämlich da mir das Holz ausgegangen war, war ich gezwungen die Pfähle und Planken, welche die Grenzen meines Gartens umgaben, zu nehmen, und als auch diese verbrannt waren, war ich genöthigt den Fußboden und die Tische in meinem Hause zu verbrennen, um das Schmelzen dieser zweiten Mischung zu Stande zu bringen. Ich duldete eine Qual, die ich nicht beschreiben kann, denn ich war durch die Gluth des Ofens ganz erschöpft und ausgedörrt; seit länger als einem Monat war das Hemde auf meinem Leibe nicht trocken geworden. Zudem wurde ich ein Gegenstand des Spottes; sogar diejenigen, deren Schuldigkeit es gewesen, mir Trost zu bringen, liefen in der Stadt umher und schrieen aus, daß ich die Fußböden meines Hauses verbrenne. Dadurch kam ich in Mißcredit und ich wurde als ein Wahnsinniger angesehn."

Wie kummervoll klingen diese schmucklosen Worte

— kaum verurtheilend — dennoch wie tief den Schmerz empfindend, daß diejenigen, welche ihn in der Zeit der Noth hätten trösten sollen, ihn verlassen! Es war ein Aergerniß, worüber er sich abhärmte und gebeugten Hauptes schlich er durch die Straßen, wie ein beschämter Mann. Keiner bot ihm in dieser äußersten Noth Trost an, im Gegentheil, die Leute spotteten seiner und meinten, es geschehe ihm recht, wenn er Hungers stürbe, weil er sein Geschäft vernachlässigt habe. Wird er dieser neuen Prüfung unterliegen? Hört den Entschluß des braven Mannes — „Alle diese Dinge bestürmten mein Ohr, wenn ich über die Straße ging, aber trotz alledem blieb doch noch ein wenig Hoffnung lebendig in mir, die mich ermuthigte und aufrichtete. Also, als ich eine kleine Weile mich mit meinem Kummer beschäftigt hatte, weil es auch nicht einen Einzigen gab, der Mitleid mit mir gehabt hätte, sprach ich zu meiner Seele: ‚Warum bist du betrübt, nachdem du den Gegenstand deines Suchens gefunden hast? Jetzt arbeite und die Verläumder werden ihre eigene Schande erleben.‘"

Blos einige wenige Tage „beschäftigte" Palissy sich mit seinem Kummer! Nur „eine kleine Weile" hing er seinem Schmerze nach. Kaum hatten seine leiblichen Kräfte, erschöpft durch lange Anstrengung, ihre Spannkraft wiedererlangt, so begann er auch

schon wieder sein Ziel zu verfolgen. Wenn er nur eine einzige Freundeshand finden könnte, ihm ein klein wenig zu helfen, dann würde Alles schon gehen; aber wo war dieser barmherzige Samariter zu finden? Ach! er kannte keinen. In trübe Gedanken versunken, ging er zufällig eines Abends vor einem kleinen Wirthshause in der Vorstadt vorbei und sah daselbst auf der Bank neben der Hausthür zwei oder drei Arbeiter sitzen, die so eben vom Felde zurückgekehrt waren. Einer dieser Männer war ein Töpfer, den Palissy als einen tüchtigen Arbeiter kannte. Augenblicklich kam ihm der Gedanke, wenn er doch nur für wenige Monate diesen Mann miethen könnte, das wäre eben was er brauchte. In diesem Augenblick trat der Wirth aus der Hausthür heraus und als er Bernard's ansichtig wurde, redete er ihn mit einigen freundlichen Worten an. Sie klangen lieblich in das Ohr des Armen, der nach Mitgefühl dürstete, mit Freuden nahm er des Wirths Anerbieten, eines erfrischendes Trunkes, an, und alsbald waren sie in einem freundlichen Gespräch begriffen. In ihrer Unterhaltung wurden zufällig auch die religiösen Mißhelligkeiten berührt, die in ihrem Vaterland sich immer mehr häuften. Dadurch wurde eine Saite angeschlagen, die in beider Herzen mit tiefem Gefühl wiederhallte. Es zeigte sich bald, daß Hamelin dem

würdigen Wirth nicht unbekannt war; er hatte früher sogar schon bei ihm Schutz unter seinem Dache gefunden, als er ven den Spürern Collardeau's hart gedrängt wurde. Kurz, Palissy hatte in ihm einen Gleichgesinnten gefunden und gemeinsames Interesse für den neuen Glauben knüpfte zwischen ihm und Victor das Freundschaftsband. Dieser Mann war derselbe, den wir schon am Abend des Johannistages in der Gesellschaft von Bernard gesehen haben, als sie Zeugen jenes schrecklichen Schauspiels waren, welches ihre Herzen mit heiligem Eifer erfüllte. Victor, der kleine, verkrüppelte Gastwirth, war ein Mann von wahrem Werth und seltenem Muth und erwies sich als ein zuverlässiger Freund und Verbündeter von Palissy. Als er von ihm seine gegenwärtigen Verlegenheiten erfuhr, erbot er sich sofort, dem Töpfer sechs Monat Kost und Wohnung zu geben und die Kosten Bernard zu berechnen.

Und nun ging er mit erneueter Hoffnung wieder ans Werk. Er hatte von den Gefäßen, die er zu verfertigen gedachte, Zeichnungen gemacht und diese gab er dem Töpfer um darnach als Modell zu arbeiten, während er selbst sich mit einigen Medaillions beschäftigte, die bei ihm bestellt waren, damit verdiente er etwas baar Geld, sich und seine Familie damit zu unterhalten. Was die Schulden anbelangte,

die er gemacht, so mußte die Bezahlung derselben bis nach Vollendung des neuen Brandes, durch welchen er zuversichtlich beinahe vierhundert Livres zu erzielen hoffte, anstehen.

Die sechs Monate verflossen und ihnen folgten noch zwei oder drei Monate mehr, während welcher Zeit Palissy allein daran arbeitete, einen verbesserten Ofen aufzubauen und neue Mischungen, woraus das Email werden sollte, zu bereiten. Von dieser letzteren Arbeit sagt er: „Es war eine Arbeit, so schwierig, daß sie mir meinen Verstand zu verwirren drohte, hätte nicht das heiße Verlangen in mir, mein Unternehmen zu vollenden, mich Dinge verrichten lassen, die ich nicht würde für möglich gehalten haben.“ Einigen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen er zu ringen hatte, kann man sich machen, wenn man erfährt, daß, nachdem er sich mehrere Tage damit abgeplagt, die verschiedenen Bestandtheile zu zerstoßen und zu rösten, er dieselbe auf einer Handmühle mahlen mußte, wozu in der Regel zwei starke Männer erforderlich waren, sie zu drehen, und das mit einer Hand, die bei dem Bau des Ofens an mehreren Stellen gequetscht und verwundet worden war.

Es waren ereignißvolle Monate, in welchen Palissy, in Armuth und Vergessenheit versunken, sich abarbeitete. Die feurige Gluth, die den

guten Bruder aus Gimosac verzehrte, hatte die Herzen vieler Bewohner der alten Stadt Saintes mit Schrecken erfüllt und andere noch schrecklichere Dinge sollten bald nachfolgen. Allein diese müssen wir für ein anderes Kapitel aufsparen.

---

5. Kapitel.

Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, und die ihr nicht Geld habt, kommt her. Jes. 55, 1.

Im Jahre 1547 bestieg Heinrich der Zweite den Thron von Frankreich. Es ist nicht unser Beruf, uns in das Leben bei Hofe zu mengen, indeß von den wüthenden Kämpfen, welche in jener Zeit ausgefochten wurden, kann unsere Erzählung nicht schweigen. Es gab vier Hauptparteien, wovon jede sich um ein bestimmtes Haupt und Führer sammelte, von denen die einflußreichsten und hervorragendsten der berühmte Connetable Anne de Montmorency und seine großen Nebenbuhler aus dem Hause de Guise waren. Dieser Connetable war ein Mann von höchster Bedeutung, denn er besaß ungeheure Reichthümer und stand auf der höchsten Stufe der Macht. Da er mit der Zeit einer der Hauptgönner und Beförderer jener Kunst wurde,

welche Palissy sich für den Preis so beschwerlicher Arbeit und Entbehrungen anzueignen trachtete, so wird eine Beschreibung dieses berühmten Mannes, der als ein Riese der alten Monarchie dasteht, hier nicht am unrechten Orte sein.

In seiner Jugend hatte er einen mächtigen Einfluß auf das Gemüth Franz des Ersten erlangt, den er lange Zeit behielt und bei dessen Tode stand er bei dessen Thronfolger, Heinrich dem Zweiten, in hoher Gunst. Treu dem Wohl des Thrones und seines Vaterlandes ergeben, tüchtig in den Waffen, von unerschrockenem Muth beseelt und entschlossen in der Behauptung dessen, das er für Recht erkannt, war er nichts destoweniger voll schrecklicher Fehler und Irrthümer. Er war ein finsterer Mann, hartherzig und jähzornig, rauh und unliebenswürdig im Umgang, unbeugsam in seinem Willen und gefürchtet wegen der Strenge der Strafen, die er verhängte.

Eine der ersten Thaten des neuen Königs war ein die Kirchenstrafen bestätigendes Edict. Einem Gotteslästerer sollte die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohrt, alle Ketzer aber sollten lebendig verbrannt werden. Der Geist dieses blutigen Gesetzes stand ganz mit der grausamen Bigotterie, die einen Hauptzug in dem Character Montmorency's bildete, im Einklang. Sein Eifer wider die Ketzer

war so groß, daß er den Beinamen „Capitaine brûle bancs“ bekam, weil er von den Kanzeln und Bänken aus den Kirchen der Calvinisten Freudenfeuer anzünden ließ. So war der Mann beschaffen, der es unternahm einen Aufruhr, welcher unter den Einwohnern von Saintogne und der Umgegend ausgebrochen war, zu unterdrücken. Die Ursache des Aufruhrs war die neue Salzsteuer, welche das arme Landvolk schwer drückte, das daher natürlich die Ersten waren, die zu den Waffen griffen und die Salzsteuererheber vertrieben. In sehr kurzer Zeit breitete sich die Aufregung überallhin aus. Mord, Brennen und Plündern waren an der Tagesordnung und der Aufstand breitete sich bis nach Bordeaux aus, welches das Hauptquartier der Unzufriedenen wurde. Montmorency marschirte in Person gegen die aufrührerischen Distrikte, und wohin er kam, richtete er Galgen auf und verfügte schreckliche Strafen.

Die Einwohner von Saintes hatten nun etwas, das ihre Gedanken von dem Treiben Palissy's abzog. Sie zitterten, als sie von den furchtbaren Scenen hörten, die in Bordeaux aufgeführt worden waren, wo der strenge Marschal, die Annahme der Schlüssel der Stadt verschmähend, mit seinen Truppen als Sieger einzog und alsbald auf dem Marktplatz hun-

dert Bürger hinrichten ließ, zu gleicher Zeit die Vornehmsten der Stadt zwingend, mit ihren Nägeln den Leichnam des königlichen Statthalters, der in einem der jüngsten Tumulte erschlagen worden war, wieder auszugraben. Nachdem er in der Kürze diese Rache an Bordeaux genommen, rückte Montmorency in Saintogne vor, rastete auf seinem Marsche zu Pons, eine Stadt, nicht weit von Saintes, wo der königliche Statthalter dieses Departements, der zugleich Graf von Marennes, dem berühmten Salzdistrikt, war, wohnte. Dieser Edelmann, Sire Antoine de Pons und seine Gemahlin, Anne de Parthenay, gehörten zu den ersten und treuesten Freunden und Gönnern Palissys. Auf ihrem Schlosse war es, wo er die Vase von „wunderbarer Schönheit“ sah, die wie ein Zaubermittel seinen Geist hervorlockte, und von ihnen hatte er zu verschiedenen Malen Aufträge auf Kunstwerke empfangen. Die Frau Pons war eine große Liebhaberin von Gärten und hatte Freude an der Blumenzucht. Sie hatte wohl kaum einen so bewunderungswürdigen, fähigen Gehülfen in ihrer Liebhaberei finden können, als Palissy, dessen verwandte Geschmacksrichtung ihn in späteren Jahren zu dem Ausspruche veranlaßte: „Ich habe in der Welt kein größeres Vergnügen gefunden, als der Besitz eines schönen Gartens.“

Zufällig war zu der Zeit, als Montmorency nach Pons kam, Bernard auf dem Schlosse von Graf Antoine beschäftigt, einige Wandverzierungen und Decorationen zu zeichnen und zugleich einen Park anzulegen. Er hatte in seiner Lieblingsbeschäftigung eine abermalige Täuschung erfahren, niederdrückender denn alle früheren und war nun wiederum durch zeitweiligen Mangel von der Verfolgung seines Zieles vertrieben worden. Die alte, gutmüthige Dame, als sie mit Kenneraugen die außerordentliche Geschicklichkeit und den feinen Geschmack Palissy's erkannte, und etwas von seinen Schicksalen zu hören wünschte, hatte ihn zu einer Erzählung seiner Drangsale und Widerwärtigkeiten veranlaßt. Er erzählte ihr in der ihm eigenthümlichen, ungeschmückten Weise Alles, was von dem Tage an, an welchem ihr Herr Gemahl ihm die italienische Vase gezeigt hatte, ihm zugestoßen war. Ach! sein letzter Versuch war, wie alle andern, mißlungen und (wie er selbst erklärt) „seine Sorgen und seine Noth hätten sich so übermäßig gehäuft" daß er alle Ueberlegung verlor.

„Und dennoch" sprach die alte Dame, als sie diese Erzählung angehört hatte, „versichert ihr, daß dieses letzte Mal alle Eure Berechnungen zutreffen und das Email richtig gemischt und der Ofen so gut …struirt gewesen, daß ein einziger Tag zum Schmel-



zen genügt hätte. Woher kam es denn, daß es fehlschlug?"

„Die Ursache dieses unvorhergesehenen Unglücks war die" antwortete Palissy, „daß der Mörtel, aus welchem ich den Ofen verfertigt hatte, voll von Feuersteinen gewesen war, welche in der starken Hitze in demselben Augenblick, als der Schmelz flüssig zu werden begann, anfingen zu bersten, so daß die Splitter gegen die, mit der kleberigen Masse bestrichene Töpferwaare flogen und sich darin festsetzten. Auf diese Weise waren alle Gefäße, die sonst sehr schön gewesen sein würden, mit kleinen Stückchen Feuerstein bestreut, die so fest daran hafteten, daß es unmöglich war, dieselben zu beseitigen. Der Kummer und die Verlegenheit, die mir dieses neue und ganz unvorhergesehene Unglück bereitete, überstiegen Alles, was ich bislang erfahren, umsomehr da verschiedene meiner Gläubiger, die ich mit der Hoffnung vertröstet hatte, daß sie aus dem Erlös jener Gefäße befriedigt werden würden, herzugeeilt waren, um meine Kunstwerke dem Ofen entsteigen zu sehen und da sie sich jetzt in ihren lange gehegten Erwartungen getäuscht sahen, in unverhohlener Bestürzung fortgingen." „War denn kein einziges Stück der Beschädigung entgangen?" „Keines, Madame, sie waren Alle mehr oder minder schadhaft, freilich

zum Wasserschöpfen noch zu gebrauchen und einige würden wohl um einen billigen Preis zu verkaufen gewesen sein, allein das war meiner Ehre zu nahe. Ich schlug den ganzen Brand in Stücke und verfiel in große Traurigkeit, freilich nicht ohne Grund, denn ich hatte für meine Familie kein Brod mehr. Nach einiger Zeit jedoch, nachdem ich überlegt hatte, daß wenn ein Mann in eine Grube fällt, es seine Pflicht ist zu versuchen, wieder herauszukommen, ich, Palissy, mich nun aber in ähnlicher Lage befand, entschloß ich mich, fleißig wieder anzufangen zu malen oder auf andere Weise wieder Geld zu verdienen."

„Ein weiser Entschluß" entgegnete die Dame, „und zugleich ein solcher, bei welchem es in meiner Macht steht, Euch zu unterstützen. Aber horcht! ich höre ein Horn ertönen, welches ich als das meines Mannes erkenne und sein Nahen ankündigt in Begleitung von Monseigneur, der Herzog de Montmorency. Da fällt mir etwas ein; Se. Herrlichkeit findet viel Geschmack an den schönen Künsten, seine Gönnerschaft würde das Glück eines Mannes begründen, der so zeichnen kann, als ihr. Bringt morgen eure Abbildungen und Skizzen von Thieren, Bäumen und Gruppirungen hierher, auch vergeßt die Zeichnungen von euren Vasen nicht, ich will dann schon die Gelegenheit wahrnehmen Monseigneur darauf aufmerksam zu machen."

Die Dame hielt Wort, und wie sie vorhergesehen, Montmorency war von der außerordentlichen Begabung, die selbst in diesen früheren, unvollkommenen Arbeiten des großen Künstlers nicht zu verkennen war, betroffen und war auf der Stelle entschlossen Palissy Gelegenheit zu geben, seine Kunst zu seinem Dienste zu üben.

Auf diese Art wurde der große Connetable mit Palissy zuerst bekannt. Einige Jahre später wurde derselbe von ihm mit dem wichtigen Auftrag, die Ausschmückung des berühmten Schlosses Ecouen, in jenen Tagen eines der schönsten Bauwerke Frankreichs, zu besorgen, betraut.

Der Bau dieses Schlosses, ungefähr 4 Meilen von Paris entfernt, war eines der angenehmsten Beschäftigungen des reichen Marschalls während seiner gezwungenen Unthätigkeit gewesen, als die Sonne königlicher Gunst sich für ihn verdunkelte. Der Baumeister, der dasselbe gebaut, war Jean Bullant, welcher sich späterhin der Gönnerschaft der Catharine von Medici zu erfreuen hatte und bei dem Bau der Tuilerien mitwirkte. Von den Werken, welche Palissy zur Verschönerung des Schlosses beitrug, ist heutigen Tages nichts mehr übrig, als der schöne Mosaik Fußboden in der Kapelle und der Gallerie. Viel Zeit hat er auf das Malen und Emailliren der

bunten Ziegel verwandt, aus welchen dieser Fußboden besteht. Die Zeichnungen, alle von seiner Hand, sind Darstellungen aus der heiligen Schrift, meisterhaft gemalt und so bewunderungswürdig zusammengestellt und ausgeführt, daß sie dem Ganzen einen erstaunlich reichen malerischen Anstrich verleihen, der, wie man behauptet, den des feinsten türkischen Teppichs übertrifft.

In einem Theil der Sacristei war die Leidensgeschichte unseres Herrn, in sechszehn Bildern, in einzelnen Rahmen, von Palissy nach einer Zeichnung von Albrecht Dürer auf Thon gemalt. Von diesem Stücke und noch einem anderen, von ihm auf Glas gemalt, Psyche nach Rafael, sind nur noch Copien auf Papier vorhanden.*) Auch alle Fenster des Schlosses Ecouen soll Palissy gemalt haben; auch dürfen wir nicht zu erwähnen vergessen, daß in einer Allee im Garten sich früher ein Springbrunnen befunden hat, die „Fontaine Madame“ genannt, worauf sich eine ländliche Grotte befand, von welcher Palissy stets mit Stolz sprach, als von dem größten Triumph seiner Meisterschaft. Seine Geschicklichkeit und seine Kunst hatten diese Grotte geschaffen und

*) Sie füllen 45 Blätter im VI. Band des „Musée des Monuments francais.“

der Felsen von welchem der Wasserfall herabstürzte, war eine großartige Probe seiner gemalten Töpferarbeit. Fische und Frösche waren in und an dem Wasser angebracht, Eidechsen sonnten sich auf dem Felsen und Schlangen wanden sich im Grase. Und damit fromme Gedanken in der Brust derjenigen, die kamen, die süße Ruhe und Einsamkeit dieses lieblichen Ortes zu genießen, geweckt würden, hatte der fromme Künstler dafür gesorgt, daß auf einer passenden Stelle in Mosaik aus verschiedenen bunten Steinen der diesem Kapitel vorgesetzte Text:

„**Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser**“

zu lesen war.

Wahrscheinlich waren die Form des Springbrunnens sowohl, als auch die Vorrichtungen zur Speisung derselben von Palissy angegeben worden, dessen scharfer Blick in das Studium der Natur ihn zur selben Zeit zur Entdeckung der richtigen Theorie der Quellen führte. „Ich habe zum Studiren kein anderes Buch, als den Himmel und die Erde gehabt, welches für Jedermann aufgeschlagen ist“, pflegte er zu sagen und in allen Dingen, die mit dem Studium dieses wunderbaren Buches zusammen hängen, war Palissy den Männern seiner Zeit sicherlich weit voraus. Grotten und Springbrunnen anzulegen, war

seine Lust und sein Suchen nach Quellen für natürliche Springbrunnen führte ihn zur Lösung eines Räthsels, welches dem ganzen Scharfsinn eines Descartes gespottet hatte.*)

Wir greifen indeß dem Laufe unserer Erzählung vor. Zur Zeit von Palissy's Einführung bei dem Connetable war er etwa vierzig Jahre alt und seine Arbeiten, die emaillirten Thonwaaren zu erfinden, hatte

*) Seine Lehre wurde bei seinen Lebzeiten von einem Theil seiner Landsleute mißachtet und seine Schriften sind in späterer Zeit unverdienter Vergessenheit anheimgefallen. Einige Wenige aber gab es, die aus seinen Rathschlägen praktischen Nutzen zogen und von der Anwendung seiner Theorie der Quellen wird ein merkwürdiges Beispiel erzählt.

Coulange la Vineuse in Burgund war ein Ort in welchem es viel Wein und wenig Wasser gab. In der That, das Städtchen war von diesem unentbehrlichen Element gänzlich entblößt. Drei Mal war es schon einer schrecklichen Feuersbrunst zum Raube geworden und große Anstrengungen waren gemacht worden, diesem Mangel abzuhelfen, leider aber ohne Erfolg, und Kosten und Arbeit waren umsonst gewesen. Endlich, nachdem die Stadt in den Besitz des Kanzlers d'Arguessean gekommen war, forderte dieser einen berühmten Mathematiker und Wasserbaukünstler M. Couplet auf, im September 1705, dem trockensten Monat eines außergewöhnlich trocknen Jahres, die Sache zu untersuchen. M. Couplet hatte die Theorie der Quellen, die in den Schriften von Palissy enthalten ist, studirt und dieser schlaue Schüler wußte die Kenntnisse, die er aus Palissy's Werken geschöpft,

sich über einen Zeitraum von ungefähr acht Jahren erstreckt. Es kostete ihn noch weitere acht Jahre, während welcher er große Mühseligkeiten und zahlreiche Mißgeschicke zu ertragen hatte, bis er es zur Vollkommenheit im Formen und Emailliren von Zierathen aus Thon brachte. Von dieser Zeit an aber fehlte es ihm nicht an Gönner und er war allezeit hinreichend beschäftigt, um seine Familie ernähren

---

so gut anzuwenden, daß er seinem Auftraggeber nicht allein die Stelle zeigen konnte, wo er nachgraben lassen müsse, sondern er wußte auch anzugeben, in welcher Tiefe man Wasser finden würde. Als in drei Monaten sich seine Prophezeiungen erfüllt hatten, floß eine reichliche Menge Wasser in die Stadt. Die Freude, die dadurch hervorgerufen wurde, war viel größer, als die über das allergesegnetste Weinjahr; Männer, Frauen und Kinder eilten hin, um zu trinken und der Richter des Orts, ein Blinder, der es nicht glauben wollte, ließ sich zur Stelle führen, um das Wasser durch seine Finger gleiten zu lassen, wie ein Geizhals seine Goldstücke. Die dankbaren Einwohner gaben ihren Gefühlen durch eine Gedenktafel Ausdruck, worauf Moses dargestellt ist, wie er das Wasser aus dem Felsen schlägt, umrankt von Reben, und darunter die Worte „Utile dulci" und eine preisende Inschrift.

Morly in seinem „Life of Palissy" sagt: „Palissy ist, glaube ich, irgendwo eine Statue errichtet worden. Diese (obenerwähnte Tafel nämlich) würde sich, unter anderen Bildern, sehr schön an dem Fuß derselben ausgenommen haben."

zu können. Wir werden demnächst Gelegenheit haben, mit ihm zu den Einzelheiten seiner Prüfungen und Kämpfe zurückzukehren und von seinen Entbehrungen und seinem Kummer hören, die er in der Verfolgung seiner ehrgeizigen Pläne erdulden mußte. Zuvor aber wollen wir ihn von einer andern Seite betrachten und es wird nöthig sein unsere Erzählung seiner Mühen im Dienst der Kunst zu unterbrechen, während wir uns mit einigen andern Begebenheiten in seiner Lebensgeschichte beschäftigen, durch welche sein Gemüth geläutert und sein Character, als Mensch und Christ ausgebildet und offenbar wurde.

Zweiter Theil.

1. Kapitel.

„Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet."
Hiob 1, 21.

Etwa sechs oder sieben Jahre sind verflossen, seitdem wir Palissy zuletzt sahen und es ist jetzt im Monat Februar 1557. . . . .

Der kurze Tag neigt sich eben zu Ende, unser alter Freund, mit einem aufgeschlagenen Buche vor sich, hat aufgehört zu lesen, und ruht, das Haupt, welches anfängt zwischen dem langen braunen Haar, welches seine Stirn beschattet, einzelne silberne Fäden zu zeigen, auf die Hand gestützt, in Gedanken versunken aus. Seine Lippen bewegen sich und er wiederholt leise die Worte, die er so eben in dem heiligen Buche gelesen hat, mit welchem er eine so innige und fromme Bekanntschaft geschlossen hat. „Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er." „Ja, Vater, denn

es ist also wohlgefällig gewesen vor dir." Und er seufzte tief, stand auf und ging langsam in eine Ecke der Kammer, wo ein Kinderbettchen stand. Er bückte sich, und zog die Decke weg, die ein Kind, welches darin ruhte, verhüllte. Es war ein Mädchen, wenige Monate alt, welches einem Marmorbilde so gleich sah, daß beim ersten Anblick Jeder gesagt haben würde: „Das ist das Werk eines Bildhauers." Doch nein; die Augen waren halb geöffnet, die Wimper sanken auf die blauen Aeugelein, die selbst im Tode noch schön waren.

Der Vater bückte sich, das zarte, liebliche Antlitz zu küssen und kniete alsdann neben das Bettlein, die unschuldigen Züge im Zwielicht genauer zu betrachten.

Er blieb in dieser Stellung mehrere Minuten lang in Gedanken versunken und still betend, als er plötzlich einen leisen, eigenthümlichen Laut ganz nahe am Fenster vernahm. Derselbe weckte ihn aus seinen Betrachtungen und plötzlich schlug er die Augen auf. Wiederum traf jener Laut sein Ohr und augenblicklich erhob er sich und sich der Thür zuwendend, sah er hinaus, und brachte einen ähnlichen Laut hervor, als Antwort auf den vernommenen. „Es ist Hamelin!" rief er und im nächsten Augenblick standen beide Freunde neben einander. Palissy empfing seinen unerwarteten Besuch äußerst herzlich und hieß ihn unter



seinem bescheidenen Dache willkommen, wo er sich sicher fühlen dürfte, denn der Hausherr stand unter dem besonderen Schutze des Sire Antoine, der ausdrücklich befohlen hatte, daß die Wohnung des Töpfers durchaus unbehelligt und ungestört gelassen werden sollte.

Nachdem er die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt und sich überzeugt hatte, daß sein Gast wohl versorgt sei, setzte Bernard sich zu Hamelin und die Beiden vertieften sich in eine lange und ernste Unterhaltung.

Sie sprachen natürlicher Weise zuerst von Palissy's häuslichen Verhältnissen und von dem Verlust der ihn so schwer darnieder beugte. Es war das Sechste seiner Kinder, welches, nach Gottes Willen, schon in einem so zarten Alter wieder von ihm scheiden sollte und seine Seele war bedrückt. Hamelin, von mildem, zartfühlendem Sinn, fühlte, daß seine Augen sich mit Thränen füllten, als er seines Freundes Kummer hörte und bemühte sich liebreich ihn zu trösten.

Nach einiger Zeit erkundigte er sich nach den beiden Knaben, Nicole und Mathurin, die beiden einzigen Ueberlebenden von der zahlreichen Familie. „Sie sind gesund und stark und werden bald ihren Platz in der Werkstatt einnehmen" antwortete Palissy.

„Der Jüngste ist ein verständiger Kopf. Vorigen Sommer waren einige Mönche von der Bildungs-anstalt für Geistliche in Paris in unsere Stadt und verschiedene andere dieser Diöcese geschickt worden, das Volk zu überreden, daß es seine Wälder, dem Könige zu Gefallen, niederhauen ließe. Sie machten sonderbare Geberden und Grimassen und ihre ganzen Predigten waren weiter nichts, als ein Schimpfen auf die neuen Christen. Es ereignete sich, daß Einer derselben in seiner Predigt lehrte, wie es Pflicht der Menschen sei, sich den Himmel durch gute Werke zu verdienen; Mathurin aber, der dabei stand und zu-hörte rief: ‚Das ist Gotteslästerung! denn die Bibel lehrt uns, daß Christus durch Sein Leiden und Ster-ben den Himmel verdient hat und uns denselben aus Barmherzigkeit umsonst schenkt.‘ Er sprach so laut, daß Viele seine Worte verstanden und es entstand eine Aufregung. Glücklicher Weise war Victor in der Nähe und er nahm den Knaben in Schutz, der sonst wahrscheinlich für seine unvorsichtige Aeußerung schwer hätte büßen müssen.“ „Wahrhaftig,“ ent-gegnete Philibert, „das war ein gefährliches Be-ginnen und es sind schreckliche Zeiten. Wenn Kinder von fünfzehn Jahren für den Scheiterhaufen nicht zu jung gehalten werden, wenn junge Mädchen, blos weil sie sangen, erstochen, und Männer, die sich die

Freiheit ihres Gewissens bewahren wollen, gerädert werden, dann wäre es kein Wunder, wenn unsere Kinder, welche das wahre Gotteswort gelehrt wird, die Unbefangenheit der Jugend verlören und sie mit männlicher Stärke vertauschten und furchtlos ihre Lobgesänge unter freiem Himmel sängen."

Das Gespräch kam auf Genf, von wo Hamelin kürzlich zurückgekehrt war. Er war einer jener Sendboten, welche auf Antrieb Calvins ganz Frankreich der Länge und Breite nach durchzogen, um die reformirte Lehre zu verbreiten, hier die heilige Schrift und fromme Bücher vorlesend, dort das Wort predigend und ermahnend, vor allen Dingen aber bemüht, eine dem Evangelium entsprechende Seelsorge einzurichten; allenthalben wohin sie kamen, ergriffen sie die Gelegenheit, Prediger auszusuchen, welche die Seelsorge für die kleinen, verachteten Heerden, die in Städten und Dörfern zerstreut waren, übernehmen konnten.

Die wunderbare Thatkraft des großen Reformators war unaufhörlich in einer oder anderer Weise thätig. Er überredete viele französische Flüchtlinge Buchhändler oder Buchdrucker zu werden; er stiftete zahlreiche Schulen, seine Jünger für ihr Werk vorzubereiten und Genf wurde unter seiner Aufsicht die Mutterstadt der reformirten Lehre, der Mittelpunkt

einer mächtigen Propaganda und eine der berühmtesten Lehrstühle der Theologie. Es ist fast unbegreiflich wie er in späteren Jahren die ungeheuren Arbeiten bewältigen konnte. Er predigte fast jeden Tag, hielt drei theologische Vorlesungen in der Woche, er wohnte allen Consistorial-Conferenzen bei und war in allen Pastorenversammlungen, deren Seele er war, zugegen. Außerdem führte er einen ausgebreiteten Briefwechsel mit ganz Europa und gab jedes Jahr mindestens eine Streitschrift oder ein Werk über Theologie heraus. Bei allen diesen Arbeiten und noch vielen anderen mehr, war er dennoch nur von schwächlicher Leibesbeschaffenheit und sein Leben lang mit vielerlei Krankheiten geplagt. Hamelin machte dermalen folgende Schilderung von seiner Persönlichkeit: „Er sieht wie ein alter Eremit aus, abgemagert durch langes Nachtwachen und Fasten; seine Wangen sind eingesunken, seine Stirn ist gefurcht, sein Antlitz farblos, wie das einer Leiche, aber seine funkelnden Augen sprühen mit einem überirdischen Feuer. Seine Haltung ist etwas vorüber geneigt und seine Knochen scheinen aus der Haut herausdringen zu wollen, sein Gang aber ist sicher und sein Schritt fest."

Die Freunde unterhielten sich alsdann von einem Gegenstand von höchster Wichtigkeit für Beide.

Auf den Rath und Anstiften Hamelins war Bernard seit langer Zeit schon gewohnt gewesen, an den Sonntagen eine kleine Anzahl geringer Leute um sich zu versammeln, ihnen die heilige Schrift vorzulesen und wöchentliche Ermahnungen zu halten. Anfangs überstieg ihre Zahl nicht neun oder zehn, und es waren dürftige, ungebildete Männer, jedoch sie setzten ihr Herz an die Sache und aus diesem kleinen Anfang bildete sich eine Kirche, die in wenigen Jahren wuchs und blühete. Höchst einfach und rührend ist der Bericht Palissy's, in welcher Weise er „getrieben von einem ernsten Verlangen das Evangelium auszubreiten," täglich mit Victor in der Schrift forschte und wie die Beiden endlich, nachdem sie zuvor zusammen Rath gehalten, an einem Sonntag Morgen einige Nachbarn um sich versammelten, denen Bernard „gewisse Stellen und Texte, welche er sich aufgeschrieben hatte, vorlas, und mit ihnen Betrachtungen darüber anstellte." Zuerst zeigte er ihnen, wie jeder Mensch, je nach den Gaben, welche er empfangen, dieselben Andern mittheilen sollte, und daß ein jeglicher Baum, welcher nicht Früchte trägt, abgehauen und ins Feuer geworfen werden müßte. Er trug ihnen auch das Gleichniß von den Pfunden vor und eine Menge ähnlicher Texte. Hernach ermahnte er sie und stellte ihnen vor, daß

es die Pflicht aller Menschen sei, von den Rechten und Verordnungen Gottes zu sprechen und daß man seine Lehren, um seines niedrigen Standes willen nicht verachten dürfe, da Gott dasjenige, was die Menschen für groß halten, sehr gering achte. Denn während Er Klugheit, vornehme Geburt oder irdische Größe an solche austheilt, die niemals Sein Angesicht schauen werden, beruft Er die armen Menschen, welche die Welt als den Abschaum und Auswurf betrachtet, zu Erben Seiner Herrlichkeit. Diese erhebt Er aus dem Staube, setzt sie unter die Fürsten und macht sie zu Seinen Söhnen und Töchtern. „O, das Wunder!“ Alsdann bat er seine Zuhörer seinem Beispiele zu folgen und so zu thun, als wie er gethan habe, welches er ihnen mit solchem Erfolg empfahl, daß sie zur selbigen Stunde beschlossen, daß sechs von ihnen wöchentlich Vorträge halten sollten, das heißt, Jeder von ihnen ein Mal in sechs Wochen, an einem Sonntage. Und es wurde verabredet, daß, „nachdem sie ein Amt übernahmen, in welchem sie niemals waren unterrichtet worden, sie dasjenige, welches sie vorzutragen hatten, zu Papier bringen und der Versammlung vorlesen sollten.“ „Das war“ sagt Palissy „der Anfang der Reformirten Kirche zu Saintes.“ Sechs arme ungelehrte Männer waren es, welche den Muth besaßen, mit entschlossenem

Herzen eine Gemeinde protestantischer Christen in einer Stadt, die erst jüngst einen Ketzer hatte verbrennen sehen, zu bilden.

Die Namen unserer berühmten Helden, Patrioten und Staatsmänner suchen wir in den Geschichtsbüchern irdischer Herrlichkeit. Die einzigen Jahrbücher, in welchen der Name unsers Töpfers aufbewahrt wird, sind die von der verachteten Hugenottenkirche zu Saintes. In einer Predigerliste aus jener Zeit finden wir den Namen **Bernard Palissy**.

Wir haben keinen andern Bericht über die Weise in welcher er sein Seelsorgeramt betrieb, als das Wenige, welches wir so eben gegeben haben, wir wissen aber, daß die Lehre der Reformirten Kirche in Frankreich sich auf Gottes Wort gründete. Der Wahlspruch ihrer Bekenner hieß: „Das Wort Gottes ist genügend," „Christum und Sein Wort kennen, ist die einzige lebendige, allgemeine Theologie; wer diese kennt, weiß Alles" sagten die beiden Männer, welche in Paris zuerst das Evangelium predigten. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben warf mit einem einzigen Schlage die Spitzfindigkeiten der Schulgelehrten und den Trug des Papstthums über den Haufen. „Gott allein ist es" sagte Lefèbre in dem Hörsal der Universität zu Paris, „der durch Seine Gnade, durch den Glauben gerecht

macht zum ewigen Leben. Es gibt eine Gerechtigkeit durch gute Werke, es gibt eine Gerechtigkeit durch Gnade; die eine ist irdisch und vergänglich, die andere ist himmlisch und ewig; die eine ist der Schatten und das Zeichen, die andere das Licht und die Wahrheit; die eine läßt uns die Sünde erkennen, damit wir dem Tode entrinnen, die andere offenbart uns die Gnade, damit wir das ewige Leben empfangen." „Aus Gnaden sind wir selig geworden, durch den Glauben; und dasselbige nicht aus uns, Gottes Gabe ist es." Das war die Hauptwahrheit, welche Palissy lehrte und welche seine Zuhörer aufnahmen in der Liebe zur Wahrheit.

---

2. Kapitel.

Denn er sahe an die Belohnung. Ebr. 11, 26.

Der Tag nach Hamelin's unerwartetem Besuch bei seinem Freunde war ein Sonntag und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sobald als die Schatten der Nacht ihren schützenden Schleier ausgebreitet hatten, durch die Straßen zu schleichen und am Versammlungsort zu erscheinen, wo er mit der kleinen Gemeinde betete und dieselbe ermahnte, guten Muthes zu sein und mit der Hoffnung aufrichtete, daß sie bald einen Prediger bekommen sollten, die

Seelsorge bei ihnen wahrzunehmen. Am andern Tage reiste er nach Allevert, wo er, da er von vielen Leuten freundlich aufgenommen worden war, einige Zeit blieb, indem er dieselben durch Läuten einer Glocke zusammen rief, damit sie seine Ermahnungen anhörten, auch taufte er daselbst ein Kind. Es währte nicht lange, bis die Nachricht von diesen Vorgängen nach Saintes kam und sofort bei verschiedenen Beamten in dieser Stadt eine große Aufregung hervorbrachte, welche den Bischof, zur Zeit eben in seinem Sprengel anwesend, vermochten, daß er sie zu Maßregeln gegen Hamelin autorisirte.

Dieser arme Hugenotte war so dürftig versorgt, daß er keine andere Ausrüstung mitgenommen, als den einfachen Stab in seiner Hand. Weder Börse noch Tasche hatte er, viel weniger noch Waffen zu seiner Vertheidigung. Allein und furchtlos ging er seines Weges, lediglich die Botschaft im Auge, die er auszurichten hatte. Sein Freund, der augenscheinlich mit der größten Liebe und Verehrung zu ihm aufsah, nachdem er seinen vertheidigungslosen Zustand, seine Armuth und glaubensstarken Geist beschrieben, stellt diesem in scherzhafter Weise alle die außerordentlichen und lächerlichen Maßregeln gegenüber, welche seine Feinde ergriffen, die „den Bischof zwangen Geld herzugeben, um die Verfol-

gung des gedachten Philibert mit Heeresmacht, Roß und Reitern ins Werk zu richten.“ Mit diesem ganzen lärmenden Troß setzten sie in aller Eile nach der Insel Allevert über, wo sie jenes getaufte Kind noch einmal tauften — um damit, so viel in ihren Kräften stand, das Unheil wieder gut zu machen, welches der Ketzer angerichtet, den sie, obgleich es ihnen mißlang, ihn an demselben Ort zu fangen, bald darauf in der Behausung eines Landedelmannes in der Nachbarschaft entdeckten. Sie ergriffen ihn und führten ihn gewaltsamer Weise, als einen Verbrecher in das Zuchthaus zu Saintes, wo sie ihn unter strenger Bewachung einschlossen.

Schrecklich war Palissy's Schmerz, als er erfuhr, daß sein Freund, den er vor Allen hochschätzte, von gottlosen Menschen zum Gefangenen gemacht worden war, von denen er recht gut wußte, daß sie Beides, die Macht und auch den Willen hatten, Hamelin zu verderben. In seiner Brust kämpfte die Entrüstung mit dem Kummer und als er an die tadellosen Reden, die uneigennützige Mildthätigkeit und die Arglosigkeit dieses Mannes dachte, rief er aus: „Ich bin voll Verwunderung, wie Menschen es wagen mochten, über ihn in einem Gericht über Leben und Tod zu sitzen, da sie doch gehört hatten und recht wohl wußten, daß sein Leben ein

unsträfliches heiliges war." Nicht zufrieden damit, das Unglück seines Freundes unthätig zu beweinen, erzählt er uns, daß er sich ein Herz faßte und ungeachtet, daß es eine gefährliche Zeit war, „hinging und fünf oder sechs der obersten Richter und Magistratspersonen der Stadt Vorstellungen machte, daß sie einen Propheten oder einen Engel des Herrn eingekerkert hätten," wobei er ihnen die Versicherung gab, daß er Philibert Hamelin bereits seit eilf Jahren kenne, daß derselbe ein heiliges Leben führe, so daß es ihm scheine, daß andere Leute im Vergleich zu diesem Teufel seien.

Harte, strenge Worte, von dem beleidigten frommen Gefühl eines gläubigen Herzens eingegeben, dem jeder selbstsüchtige Gedanke fern lag. Es war wahrlich keine gering anzuschlagende Gefahr, welcher Bernard sich aussetzte. Die Verordnung von Châteaubriand war erst vor Kurzem erschienen, die alle früheren Strafen verschärfte, es Allen verbot, irgend Einem, der sich zu der neuen Religion bekannte, Beistand zu leisten oder ihm eine Stätte zu gönnen, sie versprach allen Solchen eine Belohnung, welche dieselben anzeigten, kurz verschärfte die Gesetze gegen die Ketzerei derart, daß das Leben desjenigen, den man als Ketzer kannte, von dem guten Willen seines Nächsten abhing. Angesichts solcher Gefahr ging

Palissy zu denselben Männern, die vermöge ihres Amtes verpflichtet waren, seine Unbesonnenheit zu bestrafen, machte ihnen kühne Vorstellungen und behauptete die Unschuld und Tugendhaftigkeit des Gefangenen. Dieses muthige und ehrenhafte Beginnen blieb fruchtlos. Die Richter freilich hatten so viel Menschlichkeit, daß sie seine Kühnheit nicht als Waffe gegen ihn selbst gebrauchten, sie hörten ihn sogar mit Höflichkeit an und versuchten sich wegen der Verurtheilung Hamelin's zu entschuldigen. Um Palissy's eigene Worte zu gebrauchen: „Blos um ihre Hände um so besser in Unschuld waschen zu können und um ihr Herz zu erleichtern, brachten sie vor, daß er ein Priester der römischen Kirche gewesen sei, deshalb sandten sie ihn durch einen Generalprofoß unter guter Bedeckung nach Bordeaux." Damit war sein Schicksal besiegelt, denn Bordeaux war bekannt dafür, daß es das Vorzimmer zum Schaffot sei.

Noch ein Versuch wurde, während Hamelin in Saintes gefangen saß, zu seiner Befreiung gemacht, welcher aus mehr als einem Grunde erwähnt zu werden verdient. Die Nachricht von seiner Gefangennahme hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet und kam auch einer kleinen, von ihm gegründeten Gemeinde an einem abgelegenen Orte zu Ohren. Diese armen Leute, als sie die böse Neuigkeit er-

führen, verloren keine Zeit miteinander zu überlegen, wie sie wohl am besten dem, den sie als ihren geistlichen Vater liebten und verehrten, die Freiheit verschaffen möchten. Die Folge ihrer Berathung wurde bald offenbar, als am Tage vor seiner Abführung nach Bordeaux heimlich ein Sachwalter im Gefangenhause, in welchem Hamelin sich befand, erschien und dem Kerkermeister die Summe von 300 Livres bot, wenn er in jener Nacht den Gefangenen zur Thür des Gefangenhauses hinauslassen wolle. Dieses Anerbieten war verführerisch; der schwache Beamte war unschlüssig und wollte zuvor mit Philibert selbst über die Sache sprechen. Dessen hochherzige Antwort lautete, daß er lieber durch Henkershand umkommen wolle, als einen Andern um seiner eigenen Sicherheit willen in Gefahr bringen. Als der Sachwalter dieses hörte, nahm er sein Geld und kehrte zu denen, die ihn gesandt hatten, wieder zurück. „Ich frage euch nun“ sprach Palissy, als er dieses würdige Benehmen seinen Freunden erzählte, „wer ist unter uns, der desgleichen thun würde, wenn er sich in der Gewalt seiner Todfeinde befände?“

Es war eine traurige Zusammenkunft, als die junge Gemeinde am nächsten Sonntag nach Hamlin's Tode sich versammelte. Sie blickten einander betrübt an und begannen traurig die heilige Handlung des



Tages. Als der Gottesdienst vorüber war, führte Palissy einen neuen Prediger, Namens de la Place, ein, der von ihrem dahingeschiedenen Freunde dazu auserwählt worden war, in Allevert das Amt eines Predigers zu üben. Die Ereignisse aber, welche sich jüngst zugetragen, machten es in einem hohen Grade gefahrvoll und unzulässig sich dorthin zu begeben, auch hatte derselbe Briefe bekommen, die ihn warnten, seine Reise fortzusetzen.

Zufolge dieser Nachrichten war er in Saintes zurückgeblieben, wo er bei Bernard in Sicherheit wohnte, der ihn jetzt den Brüdern vorstellte, und diese baten denselben einstimmig bei ihnen zu bleiben und ihr Prediger des Wortes Gottes zu werden. Auf diese Weise wurden sie höchst unerwartet mit einem Prediger versorgt.

Bevor die Versammlung aufbrach, erzählte Victor, äußerlich gefaßt, jedoch mit tiefer Trauer im Herzen, einige rührende Umstände, die er über die letzten Stunden ihres zum Blutzeugen gewordenen Freundes erfahren hatte. Derselbe war nicht allein gewesen, ein Gefährte in der Trübsal hatte mit ihm geduldet und den Tod erlitten, den Philibert noch in der letzten Prüfungsstunde durch sein stilles Gottvertrauen und seine frohe Zuversicht der ewigen Freuden, die ihrer warteten, gestärkt und aufg

hatte. An dem Morgen, der zu ihrer Hinrichtung auserſehen war, weckte er ſeinen Gefährten, der mit ihm in derſelben Zelle ſchlief und indem er mit der Hand auf den herrlichen Sonnenaufgang deutete, der in dieſem Augenblick den öſtlichen Himmel zu röthen begann, rief er: „Laß uns uns freuen und fröhlich ſein, denn wenn der Anblick der Natur und die Rückkehr des Tageslichts hier auf Erden ſchon ſo ſchön iſt, wie wird da der Morgen ſein, den wir in den Wohnungen des Himmels erblicken werden?"

Seine Ruhe und Frömmigkeit ergriff ſogar den abgehärteten Kerkermeiſter, der von dem, was er ſah und hörte ſo gerührt war, daß er mit Einem, der insgeheim mit den Märtyrern gleichen Sinnes war, darüber ſprach und dieſer erzählte alle Einzelheiten Victor wieder. Als ſie zum Galgen geführt wurden blieb Hamelin gefaßt und ein himmliſcher Friede lag auf ſeinem Angeſicht. Er wurde noch einmal gefragt, ob er widerrufen und zum wahren Glauben zurückkehren wolle, allein unbewegt und feſt in der Hoffnung, ſang er ein frommes Lied und gab auf die Zudringlichkeiten der ihn Umgebenden nur die eine Antwort: „Ich ſterbe um des Namens Jeſu Chriſti willen." Seine letzten Worte lauteten: „Herr Jeſus erbarme Dich mein!"

Als Victor ſeine Erzählung ſchloß, ſprach Paliſſy:

„Brüder, ihr habt das Ende eines Kindes Gottes gehört, dem wir in nicht geringem Grade verpflichtet sind, denn wenn unter uns etwas von jener christlichen Gemeinschaft in der Liebe, welche die Frucht der Gemeinschaft der Glieder des Leibes Christi ist, vorhanden sein sollte, dann haben wir es wahrlich blos seinem Einfluß zu verdanken. Alles, was unter uns geschehen ist, ist die Frucht des guten Beispiels, des Rathes, der Lehren dieses geliebten Bruders in dem Herrn. Und glaubt ihr" fuhr er fort und sein Auge leuchtete, seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung — „daß sie, die den Gerechten verdammt haben, mit ihrer Unwissenheit entschuldigt sein werden? Sicherlich wußten die Richter dieser Stadt ganz gut, daß sein Leben ein heiliges war, nichts desto weniger ließen sie sich durch die Furcht verleiten damit sie ihre Stellen nicht verlören; so haben wir die Sache anzusehen. Und daher lieferten sie ihn aus und veranlaßten, daß er gehangen wurde, gleichwie ein gemeiner Dieb. Aber wird Gott Seinen Auserwählten nicht rächen? Wird Er nicht zeigen, daß der Tod Seiner Zeugen in Seinen Augen köstlich ist? Wahrlich, aus dem Blute der Märtyrer ist bereits eine reiche Ernte entsprossen, und die Asche der Gerechten, in alle vier Winde gestreut, ist der Same Seines Reiches geworden."

Diese Worte des hochherzigen Töpfers erinnern uns daran, was Luther einige dreißig Jahre früher gesprochen hat, als er die Verfolgung und den Tod einiger seiner Schüler hörte. „Endlich" sprach er, „erntet Christus einige Früchte unserer Arbeit und schafft neue Blutzeugen. Ihre Bande sind unsere Bande, ihre Kerker sind unsere Kerker, ihre Scheiterhaufen sind unsere Scheiterhaufen. Wir sind alle bei ihnen und der Herr ist an unserer Spitze." Später feierte er diese ersten Opfer der Reformation in einem schönen Gesange, der bald in ganz Deutschland gesungen wurde und überall Begeisterung für die heilige Sache Gottes verbreitete:

„Die Asche will nicht lassen ab,
„Sie stäubt in alle Landen.
„Hie hilft kein Bach, noch Loch, noch Grab."

Die ersten Jahre der kleinen reformirten Kirche zu Saintes waren recht prüfungsvolle. Sie wurde im Anfang mit vieler Schwierigkeit und unter großen Gefahren gegründet und diejenigen, die es wagten sich darin aufnehmen zu lassen, wurden getadelt und auf die boshafteste Weise verleumdet. Die Unwissenheit und der Aberglaube jenes Zeitalters und Landes wurden gegen die Anhänger des neuen Glaubens in die Schranken gerufen und die niederträchtigsten Verleumdungen gegen sie verbreitet, die sogar von

Solchen bestätigt wurden, die Zeugen ihres tadellosen Wandels waren. Sehr häufig wurden ihre gottesdienstlichen Versammlungen, aus Furcht vor ihren Feinden in den dunklen Stunden der Nacht gehalten und diesen Umstand benutzte man zu dem Vorgeben, daß wenn ihre Lehre eine gute wäre, sie dieselbe öffentlich predigen würden. Man beschuldigte sie sogar der Gottlosigkeit und unkeuscher Aufführung in ihren Versammlungen, auch fehlte es nicht an Gottlosen die da behaupteten, die Ketzer hätten Verbindung mit dem Teufel. Aller dieser Dinge ungeachtet blieb die Gemeinde indeß bestehen und wuchs und nach einiger Zeit bekam sie einen erstaunlichen Zuwachs. Der schüchterne Anfang, der schnelle Fortschritt und endlich die erfolgreiche Gründung und der zunehmende Einfluß der reformirten Lehre wurde von Palissy mit liebevoller Treue aufgezeichnet. Er prüfte mit den Augen eines Christen und Weisen das Verfahren der Vorsehung und beobachtete aufmerksam die verschiedenen Wege, auf welchen Gott Seine Weisheit und Barmherzigkeit offenbarte.

Ein römisch katholischer Geschichtschreiber aus jener Zeit macht die Bemerkung, daß „die Maler, Uhrmacher, Modelirer, Juweliere, Buchhändler, Buchdrucker und Andere, obgleich geringe Hand-

werker, die jedoch einige Uebung im Denken hatten, es waren, welche sich die neuen Ideen aneigneten." Welch ein erfreulicher und lehrreicher Umstand, der den Beweis liefert, daß nicht blos für die Reichen und Müßigen, die Gelehrten und Gebildeten jene besten und auserlesensten Gaben Gottes — Augen zu sehen, Ohren zu hören und ein Herz, weise die himmlische Lehre vom Kreuz zu verstehen — vorhanden sind. Nirgend könnten wir dafür einen so schlagenden Beweis finden, als das Leben Palissy's. Während er mit Lust und frommen Ernst in seinem Beruf arbeitete, so war doch sein köstlichster, sein erwählter Beruf nicht seine Kunst, sondern die Erkenntniß und der Dienst Gottes seines Heilandes. Er gehorchte dem Gebote der Schrift: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit," und indem er sich gürtete, den Kampf mit dem Irrthum zu bestehen, wurde seine Seele von heiliger Begeisterung ergriffen, und nachdem er sich das Recht der freien Forschung genommen hatte, machte er sich kein Gewissen daraus, seinen Glauben frei zu bekennen.

3. Kapitel.

„Wo man arbeitet, da ist genug.
Sprüche. 14, 23.

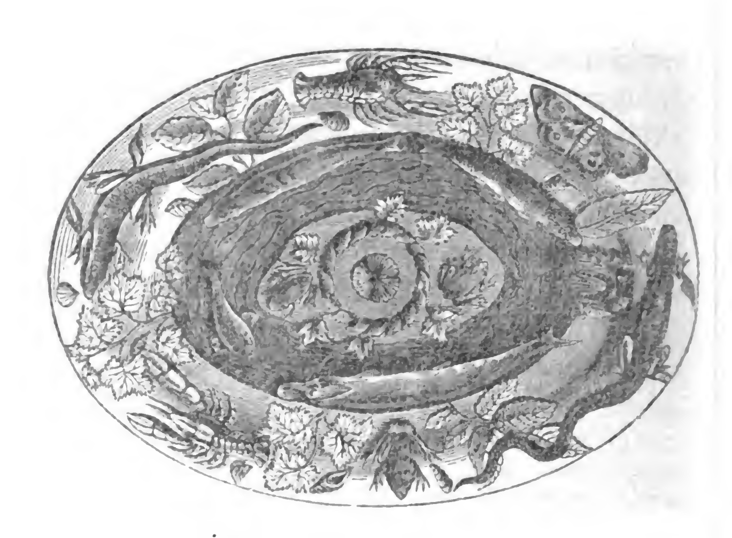
Wahrscheinlich ist die glücklichste Zeit in Palissys Leben die, bei welcher wir jetzt angekommen sind. Endlich hatten seine großen Kämpfe als Töpfer ein Ende genommen. Noch arbeitete er mit Segen in seinem Beruf, noch stand er in der Blüthe seiner Jahre und, vor allen Dingen, er hatte das frohe Bewußtsein, seine Aufgabe gelöst und das Ziel, um dessentwillen er Jahre lang Entbehrungen und Schmach ertragen, erreicht zu haben. Wir wollen uns bei den letzten Täuschungen, welche er noch erdulden mußte, ehe er diesen Punkt erreichte, nicht aufhalten. Es waren ihrer viele und äußerst schmerzensreiche. Der folgende Vorfall gibt uns einen flüchtigen Einblick in dieselben. Eines Tages begegnete er einem Freunde, den er in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Zuerst war er in den Tagen seiner Jugend mit ihm in Tarbes zusammen getroffen, wo sie zusammen arbeiteten und gemeinschaftlich die Lehren Hamelin's hörten. Sein Gefährte war in Folge dessen zum reformirten Bekenntniß übergetreten und wurde hernach einer jener Colporteure, die sich damit beschäftigten, religiöse Bücher zu verbreiten. Auf seinen Wanderungen hatte er gelegentlich

Saintes besucht, es war aber schon lange her, als er zuletzt dort war. Wie bei früheren Gelegenheiten so bemühte er sich auch jetzt eifrig Palissy aufzufinden, dem er viel Wichtiges in Bezug auf die Verbreitung der Wahrheit in allen Provinzen Frankreichs erzählte, während er zu gleicher Zeit ein betrübendes Bild von den schrecklichen Leiden aller Volksklassen entwarf; denn es ist behauptet worden und wahrscheinlich ohne wesentliche Uebertreibung, daß während des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich wohl kaum ein einziger armer Bauer lebte, dessen Leben nicht von Seiten des Staats getrübt oder verbittert worden wäre und der nicht ein Mal zu irgend einer Zeit durch die Hand einer hartherzigen Regierung schwer gelitten hätte. Nachdem er seine Erzählung beendigt, ersuchte der würdige Mann Bernard Einiges aus seiner eigenen Lebensgeschichte zu erzählen und was sich in den letzten Jahren in der guten Stadt Saintes zugetragen hat.

„Was mich selbst betrifft," fing Palissy an, „so darf ich wohl sagen, daß es mir im Vergleich gegen früher recht wohl geht. Indeß ich habe, seitdem ich dich zuletzt sah, Vieles gelitten. Während eines Zeitraums von im Ganzen wohl fünfzehn bis sechzehn Jahren habe ich in meinem Geschäfte viele Irrthümer begangen. Wenn ich mit Mühe gelernt hatte,

mich gegen eine Gefahr zu schützen, dann brach eine andere von einer Seite herein, worauf ich gar nicht gerechnet hatte. Ich baute verschiedene Oefen, die mir große Verlüste brachten, ehe ich verstand, sie gleichmäßig zu heizen. Zuletzt brachte ich es dahin, daß ich Gefäße von verschiedenerlei Email, ähnlich wie Jaspis, machen konnte. Davon lebte ich mehrere Jahre, und als ich endlich meine kleinen Naturbilder *) erfunden hatte, da war ich in größerer Bekümmerniß und Verlegenheit denn je zuvor, denn als ich eine Anzahl davon fertig hatte, und sie zum Brennen in den Ofen stellte, schmolzen einige meiner Emailen und wurden wunderschön, andere hingegen gerade das Gegentheil, weil sie aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt und in verschiedenen Hitzegraden schmelzbar waren. Auf diese Weise waren

*) Die Töpferwaare von Palissy (von welcher noch jetzt ausgezeichnete Stücke vorhanden sind), war an sich höchst eigenthümlich. Er war ein Naturforscher und hatte eine große, angeborne Liebe für das Schöne. In seinen Werken die glänzenden Farben und zarten Formen der Pflanzen und Thiere, die er so lange und so häufig in Wald und Flur mit Vergnügen betrachtet hatte, nachzubilden, war seine Lust, und darauf begründete sich vornehmlich sein Ruf. Der Titel, welchen er sich selbst beigelegt hatte, hieß: Ouvrier de Terre et Inventeur de Rustiques Figulines — d. h. Arbeiter in Thon und Erfinder von Thonbildern aus der Natur. Diese



die Eidechsen schon lange verbrannt, ehe die Farbe der Schlangen geschmolzen war, und die Farbe der Schlangen, Hummer, Schildkröten und Krebse war geschmolzen, ehe das weiße Email seine rechte Schönheit bekommen hatte. Alle diese Mängel verursachten mir viele Kosten und Kopfbrechen, so daß ich manchmal dachte, ich würde, ehe ich es dahin brächte, meine verschiedenen Emaile in gleichen Hitzegraden schmelzen zu können, mit einem Fuße bereits im Grabe stehen." „Ei mein lieber Freund, du siehst jetzt doch noch leidlich wohl und gesund aus und scheinst an deinen fünfzig Jahren nicht schwerer als die meisten andern Leute zu tragen." „Das mag wohl sein," war die Antwort, „du würdest aber anders gesprochen haben, wenn du mich vor einiger Zeit gesehen hättest, denn in Folge einer zehnjährigen, ununterbrochenen Arbeit und Sorge war

---

waren ganz genaue Nachahmungen aus dem Leben der Thiere, Schlangen, Pflanzen und anderer Naturprodukte geschmackvoll an Vasen und Schüsseln angebracht. Seine reiche Einbildungskraft bedeckte seine Werke mit künstlichen Zierathen, alle waren aber so genau der Natur in Form und Farbe nachgebildet, daß selbst die Art leicht zu erkennen war, und man wird schwerlich ein künstliches Blatt, eine Eidechse, Schmetterling oder Käfer daran finden, welches nicht den Bergen, Wäldern, Feldern, Flüssen und Seen Frankreichs angehört.

mein Leib so abgemagert, daß an meinen Beinen keine Form und an meinen Armen keine Rundung mehr zu erkennen war, so daß meine Glieder allenthalben von gleicher Dicke waren, und sobald ich ging nicht nur meine Strumpfbänder, sondern die Strümpfe selbst auch, auf meine Fersen herabfielen. Ich pflegte häufig in den Wiesen um Saintes herum spazieren zu gehen und über meinen Kummer und meine Trübsal zu grübeln, insbesondere darüber, daß ich in meinem eigenen Hause nicht Trost noch Ruhe finden konnte. Wahrlich ich war von Allen verachtet und gemieden. Dennoch machte ich es stets möglich, einige buntfarbige Thonwaaren fertig zu bringen, womit ich mich kümmerlich ernährte. Unterdeß gab mir die Hoffnung, die mich stützte, solch männlichen Muth zu meiner Arbeit, daß ich oft, wenn mich Leute besuchten, versuchte zu lachen, so traurig wie es mir auch ums Herz war." — „Wer könnte glauben, Meister Bernard wäre jemals traurig gewesen?" rief eine muntere Stimme, und in demselben Augenblick trat ein feiner Herr in die Werkstatt und schaute in die Kammer, wo Bernard mit seinem Freunde saß. „Um so reden zu können, macht Ihr zu gute Geschäfte und Eure Geldtruhe muß sich, nach den Preisen zu urtheilen, die Ihr für Eure hübsche Töpferwaare nehmt, zusehends füllen." „Der Seigneur

de Burie spricht zu nachsichtig von meiner Arbeit," entgegnete Bernard, während sein Besuch einige reizende Sachen, die sich noch in der Arbeit befanden, bewundernd musterte und ihm einen Auftrag auf verschiedene emailirte Thonsachen ertheilte — jene schönen Bildwerke aus Thon, welche vor Zeiten dazu dienten, die Schlösser und Paläste der Großen des Landes zu zieren.

„Der Graf de la Rochefoucoult möchte gerne Eure Werkstätte besuchen, Meister Bernard," sagte der Edelmann, als er Abschied nahm, „und seine Gönnerschaft würde aus mehr als einem Grunde sehr schätzenswerth für Euch sein. Er wird Euch nicht blos Aufträge auf Eure Arbeiten geben, sondern sein Einfluß kann Euch auch gegen die Gefahren schützen, denen Ihr Euch als ein Anhänger der neuen Religion aussetzet. Es ist freilich wahr, der Beistand des Herrn Grafen de Montmorency ist so mächtig, daß er zu Eurem Schutz genügt und ein Mann, der mit einem wichtigen Antheil an dem berühmten Bauwerk zu Ecouen betraut ist, muß sicherlich einen ausgedehnten Kreis von Freunden und Gönnern, oder zum wenigsten doch viele Bewunderer und Kunden haben. Dessenungeachtet möchte ich Euch doch wohl einen guten Rath ins Ohr flüstern. Erst gestern traf ich Sr. Hochwürden den Dechanten

dieser Stadt in einem Hofzirkel, wo von der Zunahme des ketzerischen Treibens die Rede war, und zu meinem Bedauern hörte ich dort, daß Ihr Euch diesem Würdenträger sowohl, als der übrigen Geistlichkeit durch Eure unüberlegten Reden sehr verhaßt gemacht habt. Nehmt es mir nicht übel, wenn ich Euch sage, es würde gut sein, wenn Ihr vorsichtiger wäret. Steht nicht in der heiligen Schrift eine Stelle, die uns befiehlt, ‚klug zu sein wie die Schlangen‘?"

„Ich danke Euch von ganzem Herzen für Euren guten Willen, gnädiger Herr" antwortete Palissy „aber ich gebe Euch die Versicherung, die Herren in jener Gesellschaft können mir durchaus gar nichts zur Last legen, außer daß ich ihnen zuweilen Stellen aus der Schrift vorgehalten habe, in welchen geschrieben steht, daß derjenige unselig und ruchlos ist, der die Milch der Schafe trinkt und deren Wolle als Kleidung trägt, ohne dafür zu sorgen, daß sie auch Weide haben. Dies hätte sie doch gewiß eher dazu treiben sollen, mich zu lieben, als Mißtrauen in meine Worte und meine Aufrichtigkeit zu setzen. In dem Munde eines ehrlichen Mannes ist der Tadel ein Freundschaftsstück und kein Grund zum Mißfallen." „Wahrlich" rief der Edelmann lachend, „der Tadel muß doch geschmerzt haben, ich glaube, der

Schuh hat nur zu gut gepaßt. Es ist bekannt genug, daß Sr. Majestät selbst ähnliche Worte gesagt worden sind. Der Generaladvocat Séguier hat neulich im Parlament in Paris gegen den König eine kühne Rede geführt. ‚Wenn die Ketzerei unterdrückt werden soll,' hat er gesagt, ‚so müssen die Pastoren gezwungen werden in ihrer Heerde zu arbeiten. Fangt damit an, Sire, daß Ihr eine Verordnung an das Volk erlaßt, die nicht Euer Königreich mit Schafotte bedeckt oder dasselbe mit dem Blut und den Thränen Eurer Unterthanen düngt. Fern von eurem Angesicht, — gebeugt durch die Arbeit des Feldes, oder von der Uebung der Künste und dem Handel in Anspruch genommen, können sie nicht selbst für sich reden. Das Parlament ist es, welches in ihrem Namen, Ew. Majestät diese gehorsamste Vorstellung und demüthige Bitte vorlegt.'"

„Ich glaube solche Sprache war weise und zeitgemäß. Was hat der König darauf geantwortet?"

„Der König? O, er hörte sie an, lächelte beifällig und alles geht wie zuvor. Indeß die Rede hat doch ein Gutes gehabt, denn der Widerspruch des Parlaments, der gegen eine höchst drückende Verordnung gerichtet war, hat die Inkrafttretung derselben verhindert."

Als der junge Edelmann sich zum Fortgehen

wandte, fiel sein Auge auf eine geschnitzte Gruppe, welche etwas abseits stand. „Ach! was habt ihr da? Wie lieblich diese Kindergestalt, sie erinnert mich an meine kleine Amélie;" und er trat näher hinzu. Es war ein junges Mädchen mit kleinen Hündchen in der Schürze, die hülflos und ängstlich über den Rand derselben blickten, während deren Mutter zärtlich und besorgt daneben stand und das Kind bei den Kleidern faßte, welches sich begütigend umblickte. „So einfach und doch so natürlich!" rief der junge Mann, der selbst Vater war. „Man sieht auf den ersten Blick, daß es nach dem Leben gearbeitet ist."

Palissy seufzte. „Es ist nach einer Skizze von meiner ältesten Tochter", sagte er, „als sie eines Tages zu mir nach dem Gartenhäuschen kam, die eben angekommenen kleinen Hündchen in der Schürze, um sie mir zu zeigen. Ach! es war beinahe das letzte Mal, daß ihre unschuldige Fröhlichkeit mein Herz erfreute, gleich nachher wurde sie krank." „Beinahe Meister Bernard, beneide ich euch um die Macht, eure Erinnerung an vergangene Freuden in dieser Weise zu verewigen. Ich möchte lieber ein großer Künstler als ein siegreicher Krieger sein." Und mit diesen Worten entfernte sich Seigneur de Burie endlich.

Als die beiden Freunde wieder allein waren,

nahmen sie ihr Gespräch wieder auf und Palissy erzählte mit großer Umständlichkeit die Geschichte ihrer geliebten Kirche, jetzt eine blühende Gemeinde. „Aus dem Kleinsten sind tausend geworden,“ sprach er. „In verhältnißmäßig kurzer Zeit haben wir große Fortschritte gemacht. Als unser erster Prediger de la Place noch bei uns war, befanden wir uns in einer betrübten Lage, denn wir hatten wohl den guten Willen, leider aber nicht die Mittel Prediger zu unterstützen, so daß in der Zeit, als wir ihn hatten, er zum Theil auf Kosten der Landleute lebte, die ihn häufig zu sich einluden. Als er nach Allevert zog, folgte ihm de la Boissière im Amt, den wir gegenwärtig noch haben. Eine lange Zeit hindurch schlossen sich nur sehr wenig Wohlhabende unserer Gemeinde an, daher fehlten uns sehr oft die Mittel zu seinem Unterhalt, weshalb er sich häufig mit etwas Gemüse und Obst und einem Trunk klaren Wassers begnügen mußte. Dennoch waren wir nicht verlassen, noch fehlte es uns an Beweisen von Gottes Gnade und Schutz; denn ungeachtet der Feindschaft derer, die die Sache Gottes zu unterdrücken trachteten, widerfuhr uns kein Böses, denn Gott hielt sie im Zaum und bewahrte Seine Kirche. Er richtete in unserer Stadt ein wunderbares Werk aus, nämlich es waren zwei unserer vornehmsten Widersacher nach Toulouse

geschickt worden, die es unter keiner Bedingung zugegeben haben würden, daß wir unsern Gottesdienst öffentlich hielten, da gefiel es Gott, daß sie in jener Stadt zwei Jahre oder darüber aufgehalten wurden, damit sie unserer Kirche keinen Schaden zufügen konnten und wir uns während dieser Zeit öffentlich dazu bekennen durften?" „Ihr seid denn jetzt also so gekräftigt, daß ihr es wagen dürft, öffentlich Euren Glauben zu bekennen?" „Ja, die Abwesenheit dieser beiden Widersacher machte uns Muth, so daß wir die Kühnheit hatten, die Markthalle zu unsern Versammlungen auszuersehen. Und jetzt, da sie zurückgekehrt sind und uns gewiß noch ebenso gerne quälen und verfolgen möchten, als zuvor, haben sich die Dinge so geändert, daß ihre bösen Absichten vereitelt und sie es nicht wagen dürfen, öffentlich ein Werk anzufeinden, welches sich so wohl bewährte, daß es das ganze Aussehen der Stadt verändert hat."

---

4. Kapitel.

„Groß sind die Werke des Herrn; wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. Psalm 111, 2.

Palissy hatte nicht übertrieben, als er behauptete, der Einfluß der reformirten Kirche in Saintes habe das ganze Aussehen der Stadt verändert. Wenn-

gleich nur von kurzer Dauer, war ihre Blüthezeit doch glänzend und glückselig, und er stand in vorderster Reihe unter ihren entschlossenen und friedlichen Beförderern. Das Bild, welches er von ihr entwirft, ist gar lieblich: „In jenen Tagen," erzählt er, „konntest du Sonntags die Männer auf den Fluren, in den Hainen und an andern Orten sehen, wo sie zusammen Psalme und geistliche Lieder sangen, vorlasen und einander erbauten. Auch die Frauen und Jungfrauen sahst du in Gärten und an schattigen Orten in Gruppen beisammen, wo sie sich in gleicher Weise unterhielten und heilige Weisen sangen. Die Lehrer hatten die Jugend so wohl unterrichtet und der fromme Sinn hatte so zugenommen, daß die Leute ihre alten Gewohnheiten änderten, ja sogar der Ausdruck ihrer Gesichter war ganz und gar verändert."

Er versichert uns ferner, daß es sich nicht blos um Psalmensingen und Beten handelte. Die Veränderung war ernst, durchgreifend und nutzbringend. Streitigkeiten, Mißhelligkeit und aller Groll wurden ausgeglichen und ausgesöhnt, unanständiges Betragen und Völlerei unterdrückt, und das ging so weit, daß „selbst der Magistrat sich herbeiließ, mancherlei Unsitte, worüber er Macht hatte, zu beseitigen." Den Schenkwirthen wurde verboten, in ihrem

Hause Glückspiele zu dulden und Familienväter zu bewirthen, deren Schuldigkeit es war, bei ihrer Familie zu bleiben und nicht ihr Geld anderswo mit Essen und Trinken zu verzehren. Selbst die Feinde der Kirche wurden, zu ihrem eigenen großen Leidwesen, gezwungen, mit Achtung von den Predigern und insbesondere von Pastor de la Boissière zu sprechen, der, wie es scheint die allgemeine Hochachtung und Verehrung durch seine verständige und männliche Frömmigkeit sowohl, als seine seelsorgerische Thätigkeit sich erworben hatte. Die Widersacher des Evangeliums waren auf diese Weise gänzlich zum Schweigen gebracht und man nahm seine Zuflucht zu einer Art von Gegenwirkung in Form einer Reformation der römisch-katholischen Kirche. Man ging darin so weit, „daß," wie Palissy erzählt, „einige der Priester anfingen, die Versammlungen zu besuchen, um sich zu belehren und bei der Gemeinde sich Raths zu erholen." In der That war es Zeit, daß sie auf ihrer Hut waren, denn die Mönche und die Priesterschaft wurden allgemein getadelt, vornehmlich durch Solche, die sich um die Religion wenig kümmerten, aber stets bereit waren auf diese ungetreuen, faulen Hirten einen Stein zu werfen. „Warum ermahnt und erbaut ihr nicht eure Pfarrkinder, wie diese Prediger thun?" fragten

sie, „ihr werdet doch für's Predigen bezahlt." Diese Neckereien kamen dem Oberhirten des Sprengels zu Ohren, es wurden demgemäß Maßregeln ergriffen und die schlauesten Mönche für den Dienst der Hauptkirche ausersehen. „So geschah es, daß in jener Zeit in der Stadt Saintes jeden Tag Gottesdienst war, entweder von Seiten der einen, oder der andern Partei." Allein dies Ding verdroß die Priester mehr, als irgend ein anderes, und was ihnen sehr sonderbar vorkam, war dies, daß verschiedene arme Dorfbewohner sich weigerten, den Zehnten zu bezahlen, wenn ihnen nicht Prediger gesandt würden. Es war allerdings, wie Palissy sagt, sonderbar anzusehen, wenn Pächter, die eben keine Freunde der Religion waren, unter diesen Umständen selbst zu den Predigern gingen und dieselben baten, herzukommen und das Volk in dem Distrikt, den sie gepachtet, zu ermahnen, damit sie doch ihren Zehnten bekämen, denn die Bauern weigerten sich, unter einer andern Bedingung das Korn und die Früchte zu liefern. Kurz und gut, die kleine Gemeinde war so wohl gediehen, daß die Bösen sich gezwungen sahen, gut zu werden, oder wenigstens doch so zu scheinen.

Wie lieblich ist es, sich zu denken, wie jetzt Bernard den Frieden und das Glück, welches ihn umgiebt, genießt, sich freut über das fromme, christliche

Aussehen der Stadt, häufig kleine Reisen macht nach Ecouen und andern Orten, wie sein Geschäft es erheischt, dann wieder zurückkehrt und voll erhebender Gedanken wieder durch Berg, Wald und Flur wandert, die er so sehr lieb gewonnen. Er hatte nun so viele Gönner, daß er hätte reich werden können, wenn er nicht mit dem ihm eigenen Eifer und Ausdauer, Zeit, Arbeit und Geld auf die Vervollkommnung und Ausbreitung seiner Kunst verwandt hätte. Jetzt hatte er auch Muße genug, seine Untersuchungen als Naturforscher wieder aufzunehmen, wofür er eine so außerordentliche Neigung hatte. Mit überraschendem und wunderbarem Scharfsinn löste er einige Streitfragen, welche die größten Forscher ungelöst gelassen, und mit seiner Liebe zur Natur war stets eine warme ungekünstelte Frömmigkeit verbunden. Die glänzende Fröhlichkeit seiner frommen Seele war wie ein strahlendes Licht, welches seinen Pfad erleuchtete und fortwährend erhellte.

Wie geschickt er sich alle Wege, seine Kenntniß zu erweitern, zu Nutze machte und wie gut er seinen scharfen Verstand zu verwerthen wußte, ersehen wir aus einer kleinen Begebenheit, die er selbst erzählt hat. Es begab sich eines Tages, daß ihn Frau de la Pons besuchte, für die er einen Auftrag auszuführen hatte, für welchen die Dame natürlicher

Weise ein echt weibliches Interesse fühlte. Sie hatte nämlich ein vollständiges Eßgeschirr bestellt, verziert mit seinen beliebten „Bildern aus der Natur." Das Werk ging gut von Statten, es waren nur noch wenige Schüsseln zu vollenden und sie war hergekommen, um die Sachen zu besehen. „Diese Schüssel ist reizend," sagte die Frau, „der Grund mit Meerpflanzen und Korallen bedeckt, während die Fische mit ausgebreiteten Flossen durchs Wasser schießen. Wirklich man könnte sich fast einbilden, das leise Zittern des Schwanzes, dem Steuerruder dieses lebendigen Schiffes so ähnlich, zu sehen. Auch der Krebs, diese Wasserspinne, streckt seine Scheeren aus, als wolle er die Klippe greifen, um sich in den Ritzen derselben zu verbergen." „Und sieh diese einmal an, Mamma," rief die Tochter, die sie begleitete, „diese ist für die Süßwasserfische. Betrachte einmal die Ränder, mit dem feuchten Moos gesäumt und die Seiten mit den breiten Blättern von Pflanzen. Es ist die Welt unter dem Wasser, mit all den Blättern, Stengeln, Blumen und den Wasserthierchen der Sümpfe darin, aus Thon so naturgetreu geformt und so herrlich von Farbe, als ob eine Magd einen Teller in den Bach getaucht und bis an den Rand voll von Pflanzen, Muscheln und Wasserthierchen geschöpft hätte." „Es ist bewunderns=



würdig," antwortete die Mutter. Palissy's Augen leuchteten bei dem süßen Lobe.

„Welch sonderbare Muschel ist das!" rief die Frau, indem sie eine solche aufhob, wonach Palissy eben modellirte. „Die kommt von der Küste von Oléron," antwortete der Künstler, „auf jenem Tische dort liegen noch viel mehr," und er deutete mit dem Finger auf einen Tisch der mit einer Menge ähnlicher Muscheln bedeckt war. „Ich habe eine Anzahl Frauen und Mädchen gemiethet, die zwischen den Klippen darnach suchen. Von diesen Muscheln muß ich Euch etwas Besonderes erzählen. Ein oder zwei Tage nachdem mir dieselben gebracht waren, besuchte ich zufällig den Advokaten Babard, der wie Ihr wißt, wegen seiner Liebe für Künste und Wissenschaften berühmt ist. Unser Gespräch lenkte sich auf Dinge aus der Naturgeschichte und er zeigte mir zwei Muscheln, genau so wie diese, — eine Strahlmuschel,*) die aber ganz massiv war und behauptete, diese Muschel sei von Menschenhand geschnitzt, und war ganz erstaunt, als ich dagegen behauptete, daß sie natürlich sei. Seitdem habe ich eine Anzahl solcher in Stein verwandelter Muscheln gesammelt. „Ihr setzt mich in Erstaunen"

*) Radiolith.

sagte seine aufmerksame Zuhörerin, „ich war nämlich vor einigen Jahren auch nicht wenig erstaunt, als ich zufällig zwischen Klippen Steine fand, die wie ein Widderhorn geformt waren, jedoch nicht so lang und gewunden, indeß wie gewöhnlich gekrümmt und wohl einen halben Fuß lang.“ „Eure Beschreibung, Madame, interessirt mich ungemein, denn ich selbst habe einen Stein, wie Ihr beschreibt, nicht allein gesehen, sondern im Besitz, den mir eines Tages Pierre Guch, Bürger und Vogt der Stadt Saintes, gebracht hat. Er fand auf seinem Landgut einen Stein dieser Art, der halb geöffnet war und zackige Einschnitte hatte, die ganz genau in einander paßten. Da er wußte, wie sehr ich mich für solche Dinge interessire, schenkte er mir das Ding, was mir große Freude machte, denn ich hatte, wenn ich zwischen den Klippen hier in unserer Nachbarschaft spazieren ging, ähnliche Steine bemerkt, die meine Neugier erregten und von jener Zeit an bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß diese Steine ehemals Muscheln gewesen sind, das Schalthier aber, welches dieselben bewohnte, sehen wir heutiges Tages nicht mehr.“ Er zeigte seinen Besucherinnen alsdann die Abbildung eines Felsens in den Ardennen, nahe bei dem Dorfe Sédan, auf welcher sich die Zeichnung aller Muschelarten befand, die in diesem Felsen enthalten sind.

„Die Bewohner jener Gegend" fuhr er fort, „sprengen täglich Bausteine aus diesem Felsen, bei welcher Gelegenheit sie sowohl im untersten als im obersten Theil Muscheln finden, die in dem härtesten Gestein eingeschlossen sind. Ich weiß gewiß, daß ich eine gesehen habe, die sechszehn Zoll im Durchmesser hielt. Daraus schließe ich, daß das Gebirge wozu dieser Fels gehört und welches voll aller Arten von Muscheln ist, früher Meeresgrund gewesen ist, in welchem Schalthiere lebten."

„Ihr sprecht, als wenn die Steine wüchsen, oder mit der Zeit gebildet würden," erwiderte die Dame, „da wir doch wissen, daß Gott am Anfang Himmel und Erde schuf. Er schuf auch die Steine und nach jener Zeit sind keine mehr geschaffen, denn alle Dinge sind am Anfang der Welt vollendet worden." *)

---

*) Dreiundsechszig Jahre hernach wurden diese Ansichten Palissy's in Betreff der Steine, von drei Gelehrten (Einer davon war ein Einwohner von Saintes) in einer öffentlichen Verhandlung vorgetragen. Die theologische Facultät in Paris protestirte gegen diese Lehren, als nicht der Schrift gemäß. Die Bücher darüber wurden zerstört und die Verfasser derselben aus Paris ausgewiesen und ihnen verboten, in Städten zu wohnen oder öffentliche Versammlungen zu besuchen. Nur die geringschätzende Vernachlässigung womit Palissy behandelt wurde, schützte ihn vor einem ähnlichen Schicksal.

„Es steht freilich im ersten Buche Moses geschrieben, daß Gott alle Dinge in sechs Tagen schuf und am siebenten Tage ruhete. Allein, trotz alledem schuf Gott diese Dinge nicht, damit sie beständig ruhen sollten. Daher erfüllt ein Jedes seine Bestimmung, die demselben von Ihm verordnet worden ist. Die Fixsterne und Planeten ruhen nicht. Das Meer wandert von einer Stelle zur andern und arbeitet daran, daß es nützliche Dinge hervorbringe. Die Erde ruht ebenfalls nimmer; dasjenige, was nach dem natürlichen Lauf der Dinge, auf ihr in Staub zerfällt, bildet sie von Neuem wieder, wenn nicht in derselben Gestalt, so erneuert sie es in einer andern. Es ist gewiß, daß wenn seit der Erschaffung der Welt, keine Steine auf Erden gewachsen wären, es schwer halten würde, jetzt noch einen zu finden, denn sie befinden sich beständig in der Auflösung, oder werden durch Frost, Hitze und eine unzählige Menge anderer Einwirkungen in Staub verwandelt, und täglich werden Steine zerstört, verbraucht und wieder zu Erde gemacht."

„Ihr erzählt uns schreckliche Dinge, die kaum begreiflich sind, Meister Bernard," antwortete Frau Pons, „doch im höchsten Grade interessant für Jeden, der Gefallen daran findet, die Werke der Schöpfung zu beobachten und der gerne lernen möchte,

dieselbe mit Verstand sowohl als Bewunderung zu betrachten.“ Palissy hielt mit seiner Arbeit inne, denn während er sprach, hatte er wieder angefangen zu zeichnen und einen neben ihm stehenden Kasten öffnend, zeigte er den Damen verschiedene Arten von Versteinerungen und Mineralien, die er bei seinen Untersuchungen gesammelt; denn mit dem Scharfsinn eines echten Naturforschers hatte er die Bedeutung einer eingehenden Erforschung und Prüfung der Versteinerungen für die Erkenntniß der Gesetze der Erdbildung bald entdeckt, und mit Recht kann man behaupten, daß der Erste, der darüber Nachforschungen anstellte, (worauf ohne allen Zweifel die großartigsten Entdeckungen neuerer Zeit auf dem Gebiete der Erdbildungskunde sich stützen) Palissy, der Töpfer war, der sich selbst in der Schule der Natur bildete. „Ich bin willens gewesen“, sagte er, „die Versteinerungen von Muscheln und Fischen, die ich gefunden habe, genau abzubilden, um den Unterschied zwischen ihnen und denjenigen, die gegenwärtig bei uns gewöhnlich sind, zu zeigen, allein meine Zeit wollte mir nicht erlauben, mein Vorhaben in Ausführung zu bringen. Ich habe seit einigen Jahren gesucht, so viele Versteinerungen als möglich zu sammeln, bis ich zuletzt mehr Arten von Fischen und Muscheln versteinert auf dem festen

Lande gefunden habe, als wie gegenwärtig im Ocean leben." Er zeigte ihnen alsdann ein sehr kleines Exemplar, welches er sie ersuchte, recht genau zu betrachten. „Was kann das sein?" fragten sie, „es sieht einem Stückchen Holz ähnlicher, als jedem andern Dinge". „Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es in der That ein zu Stein gewordenes Stück Holz ist. Dasselbe kam durch die Freundlichkeit des Seigneur de la Mothe, dem Secretair des Königs von Navarra, in meinen Besitz, ein wißbegieriger Mann und Liebhaber von Seltenheiten. Er befand sich einmal bei Hofe in Gegenwart des verstorbenen Königs von Navarra, als diesem Fürsten ein Stück versteinertes Holz gebracht wurde. Man hielt dasselbe für etwas so Rares, daß der König dem Schatzmeister befahl, dasselbe mit den andern Schätzen zu verschließen.

„De la Mothe benutzte die Gelegenheit, den Herrn, der diesen Auftrag erhalten, um ein kleines Stückchen zu bitten, welches er denn auch erhielt und als er einige Zeit später durch Saintes kam, brachte er den Schatz mir, und da er sah, wie sehr ich mich darüber freute und dafür interessirte, machte er mir ein Geschenk damit. Seitdem habe ich mich genauer erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß dasselbe aus dem Walde von Fayan,

einer sumpfigen Gegend, stammt. Es scheint mir, oder vielmehr ich bin überzeugt, daß ganz in derselben Weise, als die Muscheln in Stein verwandelt worden sind, so auch das Holz verwandelt wurde, und in der Versteinerung ganz das Aussehen und die Form von Holz bewahrt hat, gleichwie die Muscheln auch. Aus diesen Dingen sehen Sie, daß die Natur nicht so bald die Zerstörung durch irgend ein Naturgesetz zugiebt, als sie auch schon ein anderes bei der Hand hat, wodurch sie auf's Neue schafft, und das ist es, was ich vorhin damit sagen wollte: — die Erde und die übrigen Elemente ruhen nie." — „Wo könnt Ihr alles dieses nur gelernt haben?" fragte die junge Dame mit kindlichem Erstaunen, „ich möchte gern wissen, welche Schule Ihr besucht habt, wo euch alle diese Dinge, die Ihr uns erzählt, gelehrt wurden". „Die Wahrheit zu sagen, Fräulein", antwortete Palissy, „ich habe keine andere Lehrer gehabt, als den Himmel und die Erde, die einem Jeden zum Lesen und Erkennen gegeben sind. Nachdem ich darin gelesen hatte, dachte ich über die Dinge auf der Erde nach, weil ich keine Gelegenheit gehabt habe, die Himmelskunde zu studiren und den Lauf der Sterne zu erforschen."

5. Kapitel.

Denn es wird allenthalben voll Gottloser, wo solche lose Leute unter den Menschen herrschen.
Psalm 12, 9.

Also glücklich mit Arbeiten beschäftigt, die er liebte, unbetheiligt bei den Unruhen damaliger Zeit, gedieh Palissy immer mehr und verfolgte fröhlich seinen Weg. Freilich konnte er bei den Begebenheiten, die sich rund um ihn her zutrugen, nicht ein gleichgültiger Zuschauer sein. Da er offene Augen hatte, ist nicht daran zu zweifeln, daß er die Wolken, die sich über seinem Vaterlande sammelten, sah, und von Zeit zu Zeit hörte er das Grollen des Donners, der bald darauf mit einem fürchterlichen Ungewitter loszubrechen drohte. Für eine Zeitlang war indeß der Unglückstag noch verschoben und noch erfreuten die frommen Lieder der fröhlichen Hugenotten sein Herz. Wir haben schon hinreichende Beweise dafür gehabt, daß er seinen Tadel gegen Solche, welche die Einkünfte der Kirche verzehrten, aber in der Erfüllung ihrer Pflichten lässig waren, nicht zurückhielt. Auch blieb er dabei nicht stehen und da sein Tadel große Dinge so wenig als kleine verschonte, so richtete sich derselbe manchmal gegen Solche, die das Urtheil seines gesunden Sinnes nicht gut vertragen konnten, das er so ohne alle Umstände über sie fällte. Seine

Bemerkungen über die Thorheiten und Laster seiner Nächsten waren zu treffend, als daß sie nicht gefühlt werden mußten. Er erzählt in seiner lebendigen Weise, daß er bei einer gewissen Gelegenheit mit einer hochgestellten Dame über die Abgeschmacktheit und Unschicklichkeit der weiblichen Kleidung stritt, allein, „nachdem ich ihr darüber meine Meinung gesagt hatte" fügt er gelassen hinzu, „nannte mich die alberne Frau, anstatt mir zu danken, einen Hugenotten; als ich das hörte, ging ich von ihr weg". Ein anderes Mal, erzählt er, als er sich in der Nähe der Stadt Rochelle auf Besuch befand, gerieth er mit einem Krämer in ernstlichen Streit, welchen er fragte, was er unter seinen Pfeffer gemengt habe, das es ihm möglich mache, denselben, der ihm selbst am Platze fünf und dreißig Sous koste, auf dem Markt zu Niord zu siebenzehn Sous verkaufen zu können. Als der Mann sich mit seiner Armuth entschuldigte, erwiderte Bernard ihm, daß er durch solche verbrecherische Handlungsweise schwere Strafen auf sich herabzöge „und ohne Zweifel", sagte er, „könnt ihr es doch eher ertragen, arm zu sein, als verdammt." Dies waren harte, wenngleich gutgemeinte Worte, die gänzlich ohne Eindruck auf diesen „armen Thoren" blieben, „der ihm erklärte, er wolle nicht arm sein, es komme, was da wolle".

Offen heraus zu sprechen war offenbar ein Characterzug von Palissy, der seinen Tadel aussprach, ohne die Folgen davon zu berechnen. Dieselbe Eigenthümlichkeit und Urtheilskraft, die ihm in seiner Kunst so viele Gönner und Freunde verschaffte, diente ohne Zweifel auch dazu, wenn in einer andern Richtung angewandt, seine Feinde um ihn her zu vermehren, und es dauerte nicht lange, da kam auch ihre Zeit.

Vergnügt und schnell flohen die Jahre des Glücks dahin, allein (wie wir bereits gesehen haben), am Himmel sammelten sich die Wolken, und bald wurde die gräßliche Kriegsfurie losgelassen und fürchterlich waren die Folgen. Zwei große Parteien hatten in ihren Streit das ganze französische Volk mit hineingezogen. Die eine Partei, wozu alle Hugenotten gehörten, wurde von dem alten französischen hohen Adel angeführt, während die Führer der andern, die alle Römisch-Katholischen umfaßte, die Guisen waren. Diese sich gegenüberstehenden Parteien, mit ihrem heftigen, unversöhnlichen Haß, stürzten unaufhaltsam in einen wilden, blutigen Kampf. Einer der jungen Söhne von Catharine von Medici, nachdem er einige Monate lang dem Namen nach König gewesen, war gestorben, und ein Kind, nicht älter als zehn Jahr, Karl IX.

genannt, war ihm auf den Thron gefolgt. Die Königin Mutter, als Regentin für ihren Sohn, bemühte sich, so viel als möglich, es mit keiner der beiden Parteien zu verderben, sondern dieselben derart im Gleichgewicht zu erhalten, daß die wirkliche Macht in ihren Händen verblieb. Eine kurze Zeit lang ruhte der Streit und eine Versöhnung wurde versucht. Catharinens Politik war die Erhaltung des Friedens und sie gab den Hugenotten gute Worte und verstellte sich so wohl und mit großem Erfolg, daß sie sogar von denen von der katholischen Partei angeschuldigt wurde, daß sie in ihrem Herzen der neuen Secte angehöre. Die Reformirten schöpften daraus Muth und waren voll Eifer und Hoffnung; diese Stimmung verbreitete sich in die Provinzen und erregte überall die Hoffnung, daß der Sieg des reformirten Bekenntnisses nahe herbei gekommen sei. Es war aber nur ein vorübergehender Hoffnungsschimmer, alsbald von einem Dunkel verdrängt, das sich zuletzt bis zur Finsterniß der schwarzen Bartholomäusnacht verdichtete. Vergeblich thaten die Königin und der Kanzler de l'Hôpital was sie vermochten, den Frieden durch Unterredung und Duldung bezweckende Verordnungen zu erhalten. Die Guisen schürten wüthend das Feuer der Unzufriedenheit und trafen eifrig Vorbereitungen zum

Kampfe. Endlich wurde das erste Zeichen zum Ausbruche des Bürgerkrieges gegeben.

In der Champagne war eine kleine befestigte Stadt gelegen, Bassy genannt, mit ungefähr dreitausend Einwohnern, wovon ein Drittel, die umliegenden Dörfer nicht gerechnet, sich zur reformirten Lehre bekannten. Es geschah am 28. Februar 1562, daß der Herzog von Guise, auf der Reise nach Paris, begleitet von seinem Vetter, dem Cardinal von Lorraine, einigen Edelleuten, und einem Gefolge von einigen hundert Reitern, das Schloß Joinville besuchte, welches in der Nähe lag und der Familie Lorraines gehörte.

Die Herrin des Schlosses war eine ganz alte Dame, die verwittwete Gräfin von Guise, deren Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Ahnen schon den bloßen Namen Hugenot für sie zu einer Beleidigung machte. Ueber die Kühnheit der Bewohner von Bassy war sie bis auf's Aeußerste aufgebracht, die, wie sie erklärte, als Unterthanen ihrer Enkelin Marie Stuart, gar kein Recht hätten, ohne ihre Erlaubniß eine neue Religion anzunehmen. Oft hatte sie dieselben schon mit ihrer Rache gedroht, und jetzt war die Zeit dafür gekommen. Die alte Frau trieb ihren Sohn, den bösen Grafen Francis an, an diesen unverschämten Bauern ein abschreckendes Beispiel

zu geben. Während er noch ihren aufreizenden Reden zuhörte, that er einen schweren Fluch und kaute auf seinem Bart, was seine Gewohnheit war, wenn er in heftigen Zorn gerieth.

Am andern Morgen, als er seine Reise fortsetzte, kam er bei einem Dorfe, nicht weit von der widerspenstigen Stadt an, und der Morgenwind, der den Hügel heraufwehte, trug seinem Ohr das Läuten von Kirchenglocken entgegen. „Was bedeutet jener Lärm?" fragte er einen seiner Diener. „Es ist der Morgengottesdienst der Hugenotten," war die Antwort. Es war wirklich Sonntag und die Reformirten, bis zur Anzahl von einigen Hunderten versammelt, verrichteten in einer Scheune ihren Gottesdienst, unter dem Schutze eines erst kürzlich erlassenen Gesetzes. Keine Gefahr ahnend, war unter ihnen auch nicht ein Mann bewaffnet, ausgenommen zehn Fremde, wahrscheinlich Edelleute, diese trugen Schwerter.

Plötzlich nahte sich ein Haufe von des Herzogs Reisigen dem Ort mit dem Geschrei: „Ketzerhunde! Rebellische Hugenotten! Haut sie nieder!" Die erste Person, woran sie Hand legten, war ein armer Weinverkäufer. „An wen glaubst du?" schrieen sie ihn an. „Ich glaube an Jesum Christum", war die Antwort, und mit einem Lanzenstoß wurde er zu



Boden gestreckt. Noch zwei Andere wurden an der Thür ermordet und augenblicklich brach ein allgemeiner Tumult los. Der Herzog, der bei dem Waffenlärm herbeieilte, wurde von einem Stein getroffen, so daß er blutete. Sogleich verdoppelte sich die Wuth seiner Begleiter und sein eigener Zorn kannte keine Grenzen mehr. Ein schreckliches Gemetzel folgte; Männer, Weiber und Kinder wurden ohne Unterschied angegriffen und Sechszig wurden in der Scheune und auf der Straße erschlagen, während mehr als Zweihundert schrecklich verwundet wurden.

Der Prediger, Leonhard Morel, kniete bei dem ersten Lärm auf der Kanzel nieder und rief Gottes Beistand an. Man feuerte auf ihn und er versuchte dann zu entfliehen, indeß als er sich der Thüre näherte, fiel er über einen Leichnam und erhielt zwei Säbelhiebe in die Schulter und in den Kopf. Da er sich tödtlich verwundet glaubte, rief er: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist, denn Du hast mich erlöset". Er wurde gefangen genommen, und da er nicht gehen konnte, in die Gegenwart des Herzogs getragen. „Hieher, Priester", rief dieser, „was erkühnst du dich, dieses Volk zu verführen?" „Ich bin kein Verführer", antwortete Morel, „sondern ich habe getreulich das

Evangelium von Jesu Christo gepredigt". „Predigt das Evangelium Aufruhr?" rief de Guise mit seinem gewohnten gotteslästerlichen Fluch; „du bist Schuld an dem Tode aller dieser Leute, und du selbst sollst sofort gehängt werden. Hier Profoß, errichte auf der Stelle einen Galgen für ihn!" Allein selbst unter diesem verwilderten Volk schien keiner gewillt zu sein, dem grausamen Befehl zu gehorchen, denn Keiner trat vor, den Henker abzugeben. Dieser Verzug rettete dem Gefangenen das Leben, der unter Bedeckung abgeführt wurde, gelegentlich aber doch entkam.

Das Jahr darauf, als der blutdürstige Herzog, von der Hand eines Meuchelmörders tödtlich getroffen, auf seinem Todtenbette lag, betheuerte er, daß er die Metzelei zu Bassy weder vorbedacht noch befohlen habe. Das mag wahr sein, allein seine Zustimmung im Augenblick des Ausbruchs desselben, steht außer allem Zweifel.

Die Nachricht von dieser grausamen Schlächterei machte einen gewaltigen Eindruck im ganzen Königreiche. Unter der Partei der Reformirten verursachte sie ein allgemeines Gefühl von Grauen und Schrecken. Sie war dem Kriegsgeschrei der Indianer zu vergleichen, das bei Beginn des Kampfes erschallt. Beide Parteien griffen zu den Waffen, nachdem jede eine feierliche Erklärung erlassen,

welche das Verdienst ihrer eignen Sache auseinander setzen sollte. Der Prinz von Condé eilte nach Orleans, welches ihm gelang, zu besetzen, und dort errichtete das Kriegsheer der Hugenotten sein Hauptquartier. In jener Stadt versammelten sich die Fürsten und Herren, die sich zu Calvins Lehre bekannten, am 11. April 1562, und nachdem sie zusammen das heilige Abendmahl genossen, verbündeten sie sich, die zum Schutze der Reformirten erlassenen Verordnungen aufrecht zu erhalten und diejenigen zu züchtigen, welche die Gesetze gebrochen hatten. Sie schwuren einen feierlichen Eid, Gotteslästerung, Gewaltthätigkeit, überhaupt Alles, was in Gottes Geboten verboten ist, zu unterdrücken, gute, getreue Prediger anzustellen, um das Volk zu belehren, und schließlich gelobten sie, bei ihrer Hoffnung auf den Himmel, in dieser Sache ihre Pflicht zu thun.

Und nun begann das schreckliche Werk, und Aufruhr, Blutvergießen, Krieg und Elend herrschten aller Orten. In jeglicher Stadt in Frankreich tobte der Kampf der Parteien. „Es war ein großartiges und fürchterliches Ringen, Provinz gegen Provinz, Stadt gegen Stadt, Straße gegen Straße, Haus gegen Haus, Mann gegen Mann", sagt ein neuerer Geschichtschreiber. „Glaubenswuth hatte Frankreich zum Cannibalenland gemacht, und die

düsterste Einbildungskraft würde zu schwach sein, alle die Gräuel zu fassen, die damals verübt worden."

Wir haben es mit der Stadt Saintes zu thun. Es gab nur wenige Gegenden, in welchen die Hugenotten so zahlreich waren, und wo sie sich so außerordentlich schnell vermehrt hatten, als in Saintogne. Nirgends waren die Leidenschaften heftiger entbrannt, kein Platz schlimmer von den Füßen der Streitenden zertreten; viele der wüthendsten Kämpfe zur Zeit der Religionskriege, wurden eben dort ausgekämpft. Auf eine Einladung des Herzogs de la Rochefoucault versammelten sich alle protestantischen Anführer aus der Gegend zu Angoulême und begaben sich von dort aus, unter seiner Führung nach Orleans, um sich mit seinem Schwager, dem Prinzen Condé, zu vereinigen. Nach dem Abmarsch dieser Streitkräfte blieben die verschiedenen Städte in der Nachbarschaft, als Angoulême, Saintes, Pons und andere zwar im Besitz der Huegnotten, allein ohne Vertheidiger, da beinahe alle Reformirten, welche die Waffen tragen konnten, dem de la Rochefoucault gefolgt waren, „insbesondere", so versichert man uns, „diejenigen aus Saintes". Folglich war die Stadt, von allen Kriegern entblößt, für den Feind eine leichte Beute, und fiel nach kurzer Zeit in die Hände eines feindlichen Anführers, Namens Nogeret, der zufolge einer Verordnung aus Bordeaux, welche alle Reformirte

ohne Richterspruch seiner Gnade überlieferte, alle diejenigen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, mit großer Strenge behandelte. Unter denen, die auf solche Weise in die Gewalt dieser Ungläubigen gegeben waren, befand sich auch Palissy. In wenigen, aber kräftigen Worten hat er die Schrecken jener fürchterlichen Zeit beschrieben. „Es wurden Thaten vollführt", sagt er, „daß die bloße Erinnerung daran mich mit Grauen erfüllt. Diesen abscheulichen verdammungswürdigen Scenen aus dem Wege zu gehen, hatte ich mich in die innersten Gemächer meines Hauses zurückgezogen und dort, während eines Zeitraums von zwei Monaten, wurde ich stündlich daran gemahnt, daß die Hölle losgelassen, und die Teufel und bösen Geister in die Stadt Saintes eingedrungen seien. Denn wo ich noch kurze Zeit vorher Psalmen, fromme Lieder und erbauliche Reden gehört hatte, wurde jetzt mein Ohr nur noch durch Gotteslästerungen, Flüche, Zank und Streit, arge Worte und schmutzige, abscheuliche Lieder beleidigt. Alle, die sich zur reformirten Lehre bekannten, waren verschwunden, und unsere Feinde gingen von Haus zu Haus zu rauben, stehlen, prassen, lachen, spotten und sich mit unzüchtigen Thaten und gotteslästerlichen Worten zu erlustigen, und an Gott und Menschen sich zu versündigen".

Diese wahrheitsgetreue Schilderung von dem Elend einer Stadt, die der Zügellosigkeit eines unbändigen Kriegsvolks anheim gefallen war, ist schrecklich, aber das ergreifendste Bild ist das, welches er uns am Schluß seines Berichts über jene „bösen Tage" vorführt: „Ich hörte zu jener Zeit nichts, als Berichte über die abscheulichen Verbrechen, welche Tag um Tag verübt wurden und von allen Dingen, welche am meisten mein Innerstes verwundeten, war das, daß eine Anzahl kleine Kinder aus der Stadt sich täglich auf einem freien Platze in der Nähe meines Verstecks, wo ich mich stets mit Ausübung meiner Kunst beschäftigte, versammelten, und indem sie sich in zwei Parteien theilten, sich rauften und mit Steinen warfen, wobei sie fluchten und lästerten, wie es die ruchlosesten Männer nur vermögen, so daß noch jetzt, bei der bloßen Erinnerung daran, mein Herz mit Grauen erfüllt wird. Und das währte eine lange Zeit, während weder die Väter noch Mütter sich darum bekümmerten. Oft bin ich in Versuchung gewesen, mein Leben daran zu wagen, und hinaus zu eilen, um sie zu strafen, aber ich gedachte des 79. Psalms, der also anhebt: „Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen."

---

6. Kapitel.

Ein Freund liebt allezeit, und ein Bruder wird in der Noth erfunden.

Sprüche 17, 17.

Der Seigneur de Burie hatte nicht ohne genügenden Grund gesprochen, als er Palissy aufmerksam darauf machte, daß er unter den Würdenträgern der katholischen Kirche in Saintes sich Feinde gemacht habe. Der Tadel, den er auszusprechen gewagt hatte, war von den römischen Priestern nicht vergessen worden, die sich mit solchem Eifer rührten, daß nachdem die Stadt einige Zeit in der Gewalt der katholischen Partei gewesen war, an den ahnungslosen Töpfer gewaltsam Hand gelegt wurde. Er hatte sich in seinem eigenen Hause für gesichert gegen thätliche Angriffe gehalten, und das auch nicht ohne Grund, da er unter dem Schutz eines Geleitsbriefes stand, den der Herzog von Montpensier ihm gegeben, der den Behörden ausdrücklich untersagte, irgend etwas gegen ihn oder sein Haus zu unternehmen. Gleichfalls war es beiden Parteien wohl bekannt, daß das Haus, in welchem er für den Connetable arbeitete, zum Theil auf Kosten dieses Edelmannes erbaut worden war, und daß, bei Gelegenheit eines Ausbruchs von Unruhen in der Stadt, der vor längerer Zeit stattgefunden hatte,

die Anführer der katholischen Partei, aus Achtung vor seinem Gönner, es ausdrücklich verboten hatten, Palissy in seiner Arbeit zu stören.

Jetzt aber waren die Dinge auf die Spitze getrieben und für das Werk der Bosheit und des Aberglaubens schien ein günstiger Zeitpunkt gekommen zu sein. Palissy wurde ergriffen und gefangen gesetzt, und alsbald, nachdem er in Gewahrsam gebracht worden war, wurde seine Werkstatt erbrochen und zum Theil dem Andrang des Pöbels preisgegeben. Der Magistrat kam in seiner Versammlung sogar zu dem Entschluß, das Gebäude niederzureißen, und würde seinen Entschluß auch unfehlbar in Ausführung gebracht haben, wären nicht Seigneur de Pons und seine Gemahlin augenblicklich dazwischen getreten. Diese bewährten Freunde Bernard's verloren keine Zeit, dem Magistrat persönlich Vorstellungen zu machen, von dem sie nicht ohne Schwierigkeiten das Versprechen erlangten, die Ausführung ihres Beschlusses einstweilen auszusetzen. Ihn aus den Krallen seiner Feinde zu befreien, ging aber nicht so leicht. Seine Widersacher waren in der That Niemand anders, als der Dechant, und das ganze Capitel, die, wie er sagt, seine schlimmsten Feinde waren, und ihn aus keinem andern Grunde getödtet haben würden, als weil er

sich einmal frei über ihre Pflichtversäumnisse ausgesprochen hatte.

Sire de Pons war in Saintogne der Stellvertreter des Königs und hatte somit die Rechtspflege in Saintes zu beaufsichtigen, und folglich waren den Richtern die Hände gebunden. Sie waren alle aber „ein Leib und eine Seele" mit den hochwürdigen Widersachern ihres Gefangenen und es leidet auch nicht den leisesten Zweifel, daß sie ihn zum Tode geführt haben würden, bevor an den Connetable hätte appellirt werden können.

„Das ist eine häßliche Geschichte", sagte der Dechant eines Tages zu seinen Amtsbrüdern, als sie über die Einmischung des Sire de Pons sprachen. „Offenbar können wir hier unsere Absichten nicht durchführen, aber einmal in Bordeaux, würde dieser widerspenstige Ketzer den Händen des Parlaments überliefert werden. und alsdann könnte nur die Dazwischenkunft des Königs ihn retten." „Es wird nicht eher gut, als bis er stumm gemacht worden ist", war die Antwort, „und sonder Zweifel hat er auch Unheil genug angestiftet. Denkt nur an die Bauern auf unsern Gütern, die anfingen sich zu weigern, den Zehnten zu entrichten an Solche, die da nach ihrer Meinung ihn nicht verdient hatten. Das kam von seiner ungezügelten Zunge. Sollten

wir uns in solcher Weise von einem frechen Handwerker spotten und trotzen lassen?" „Ei es ist nicht nöthig, mich noch aufzureizen. Wäre er in unserer Gewalt; . . . . allein die Frage ist die, wie die Sache anfangen, um ihn sicher der Gerichtsbarkeit dieser Leute zu entziehen, die sicherlich niemals dahin zu bringen sein werden, daß sie ihn verurtheilen. Da sind so viele reiche Leute ringsumher, die diesen Schurken zum Verschönern ihrer Wohnungen gebrauchen, des Schlosses zu Ecouen gar nicht zu gedenken und seine Geschicklichkeit als Töpfer hat ihn so beliebt gemacht, daß er, so lange er in dieser Gegend bleibt, geborgen ist". „Nach Bordeaux also und das ohne Verzug. Warum nicht noch in dieser Nacht? Bei Tage könnte die Geschichte ausgeplaudert werden und seine Freunde möchten ihm dann zu Hülfe kommen; in der Nacht aber und auf Seitenwegen kann er in aller Stille und ganz sicher fortgeschafft werden und einmal in Bordeaux —". . „Ihr habt Recht. Sogleich sollen Anstalten getroffen werden."

Unser Gefangene ließ sich wenig träumen, was diejenigen, die ihn haßten, im Schilde führten. Er hätte mit Leichtigkeit aus ihrem Bereich entfliehen können, hätte er sich nicht für so sicher gehalten, daß seine Gefangennahme ihm gänzlich unerwartet kam.

Es hätte ihm bei dieser Gelegenheit übel ergehen können, wäre die wachsame, liebevolle Fürsorge seines alten Freundes Victor nicht gewesen. Durch die Vermittlung derselben Personen, von denen er die näheren Umstände bei Hamelin's letzten Stunden erfuhr, erhielt er Zutritt in das Gefängniß, in welchem Palissy saß und pflegte ihn dort mit der Zärtlichkeit eines Bruders. Durch seine Beihülfe wurden zwischen dem Gefangenen und seinen Gönnern, die Seigneurs de Burie und de Jarnac sowohl, als mit dem Statthalter Nachrichten gewechselt. Alle diese Herren gaben sich große Mühe und verwandten sich bei dem Dechant und Domcapitel, denen sie wiederholt vorstellten, daß kein anderer Mensch als Palissy, M. de Montmorency's Werk vollenden könne, und daß man die Ungnade Sr. Hoheit zu fürchten haben würde, wenn einer Person, die unter seinem besonderen Schutz stünde, ein Leides geschähe. Wir haben gesehen, daß ihre Dazwischenkunft nur dazu diente, sein Schicksal zu beschleunigen.

Victors Herz ahnte, daß man Böses gegen seinen Freund im Schilde führte. Er war Zeuge des schrecklichen Endes der beiden Seelenhirten von Allevert und Gimosac gewesen und des späteren Schicksals von Hamelin, und die schlimmsten Befürchtungen ängstigten ihn. Er war unaufhörlich



auf der Hut, und wenn er das Gefängniß verlassen mußte, und genöthigt war, Palissy allein zu lassen, war es ihm nicht möglich, nach seinem eigenen Hause zu gehen, und dort auszuruhen, sondern blieb auf und abgehend in der Nähe des Gefängnisses, und während dessen, ruhelos und aufgeregt, flehte seine Seele in andächtigem Gebet um Beistand aus der Höhe. O welch' ein Segen ist ein treuer Freund in der Stunde der Noth! Welch' ein liebliches Ding ist es doch um die himmlische Barmherzigkeit — die Brüderlichkeit der Liebe in Jesu Christo! Ein wahres Wort hat der große Rechtsgelehrte, Gerbellius, gesprochen: — „Nichts hasset der Teufel so gründlich, als wahre Freundschaft", und was Wunder noch, da ja ein alter Prediger sagt: „sie macht den Menschen seinem eignen, von Natur verderbten Selbst so unähnlich". Allein so lange wir gute Tage haben und mit günstigem Winde segeln, haben wir keinen Prüfstein, die Wahrheit und den Werth daran zu prüfen. Die rechte Zeit, um zu erkennen, wer uns wahrhaft liebt, ist die Zeit, wenn uns Trübsal befällt. Jegliche Art Trübsal und Elend bestätigt dies und zeigt uns, welche Art Freundschaft echt ist und von Herzen kommt. Das ist Eins des Guten, welches die Trübsal hat, daß die Freundschaft das süßeste Mittel dawider ist.

Am Nachmittage des Tages, an welchem Palissy's Entführung von Saintes beschlossen worden war, befand Victor sich auf seinem gewöhnlichen Posten bei seinem Freunde, der immer ganz ruhig und ohne Furcht für seine Person blieb. „Sei nicht so ängstlich", sprach er, um die Besorgniß seines Freundes, die er nicht theilte, zu verscheuchen, „auf alle Fälle bin ich gegen Schlimmeres geschützt, da ja diese Richter nicht die Macht in Händen haben. Freilich, Dank bin ich ihnen nicht schuldig; sie fürchten irgend etwas von ihren Pfründen zu verlieren, folglich gehen sie mit meinen blutdürstigen Feinden Hand in Hand. Es ist gewiß, daß ich das, was mir zugestoßen ist, mir selbst beizumessen habe. Jesus Christus hat uns im siebenten Kapitel des Evangelii Matthäi einen guten Rath hinterlassen, indem Er sagt, wir sollen die Perlen nicht vor die Säue werfen, damit sie dieselben nicht zertreten und sich wenden und uns zerreißen. Wenn ich diesem Rath gefolgt wäre, befände ich mich jetzt nicht in solchen Leiden und in der Gewalt derer, die, wenn sie auch die Macht nicht haben, ohne Zweifel doch den Willen haben, mich wie einen Uebelthäter zu verderben".

In diesem Augenblick trat der Gefangenwärter ein und befahl einem Manne, welcher einen Kasten

trug, diesen in die Ecke der Zelle zu stellen. „Ihr müßt nun bald fortgehen," sprach er, zu Victor gewandt, „indeß", fuhr er mit einem Blick auf Palissy, in welchem, wie es dem stets wachsamen Victor vorkam, ein Schatten von Mitleid lag, fort, „ein halbes Stündchen kann er noch bleiben, wenn Ihr es wünscht. Ich habe ein Geschäft zu besorgen und muß heute Abend frühe die Thüren schließen." Mit diesen Worten ging er fort und drehte den Schlüssel im Schlosse um. Victor würde seinen Verdacht, daß nicht alles in Ordnung und etwas Schlimmes im Werke sei, ausgesprochen haben, allein Bernard unterbrach ihn mit einem Zeichen von Ungeduld und fing alsbald ein Gespräch über Etwas an, welches, wie es scheint, sein Trost im Kerker gewesen ist, und womit er sich die langen Stunden verkürzt hat, die sonst für einen so an Freiheit und Thätigkeit gewohnten Mann, wie er, fürchterlich langweilig gewesen sein würden. Er hätte seit einiger Zeit die Absicht gehabt, ein kleines Buch herauszugeben, welches seine Beobachtungen, Ansichten über verschiedene Dinge — kurz, seine Erfahrungen während der letzten Jahre enthalten sollte. Auf dieses Vorhaben kam er jetzt zurück. „Ich bin entschlossen," fing er an, „daß mein Buch vier Gegenstände behandeln soll, nämlich: Landbau, Naturgeschichte, eine Anleitung zur An-

lage eines schönen Gartens (dem ich eine Geschichte der Unruhen in Saintogne anzuhängen gedenke), und schließlich Entwurf und Plan einer befestigten Stadt, welche in diesen gefährlichen Zeiten als ein Zufluchtsort dienen könnte. Zu den beiden Ersteren habe ich mir den Entwurf bereits im Kopfe zurecht gelegt und die Sache mit dem Garten liegt mir eben jetzt im Sinn. Du weißt ja recht gut, welche Freude eine solche große, neue Schöpfung mir machen würde und wie ich stets geneigt gewesen bin, mir einen solchen Ruhesitz, als Zufluchtsort zu schaffen, wohin ich vor der Gottlosigkeit und Bosheit der Welt fliehen und Gott frei und ungehindert dienen könnte." „Gäbe doch der Himmel, mein geliebter Freund, du wärest daselbst sicher beherbergt," antwortete Victor, „aber ich glaube, es ist blos ein lieblicher Traum." „Oft ist es mir im Schlaf vorgekommen, ich sei damit beschäftigt," fuhr Bernard fort, „und noch vorige Nacht ist es geschehen, als ich auf meinem Bette lag und schlummerte, daß ich träumte, mein Garten sei bereits ganz fertig und ich finge schon an, die Früchte aus ihm zu genießen und mich darin zu erholen; und in meinem Traum geschah es, daß während ich die wunderbaren Werke betrachtete, welche unser Herr und Vater der Natur befohlen hat, hervorzubringen, ich auf mein Angesicht niederfiel, den

Allmächtigen anzubeten, der solche Dinge zum Nutzen und zum Besten der Menschen geschaffen hat. Das gab mir dann Veranlassung über unsere erbärmliche Undankbarkeit und hartnäckige Gottlosigkeit nachzudenken, und je mehr und länger ich über diese Dinge nachdachte, desto mehr Achtung bekam ich vor der Kunst, das Land zu bauen, und ich sagte zu mir selbst, die Menschen seien thöricht, das Landleben zu verachten und die Arbeit des Feldes, was eben das Rechte vor Gott ist und dessen unsere Voreltern, mächtige Männer und Propheten sich nicht schämten, ja selbst die Heerden hüteten; —"

Das Gespräch wurde hier plötzlich durch die Rückkehr des Gefangenwärters unterbrochen, der ihnen ankündigte, daß die festgesetzte Zeit um sei. Victor nahm zögernd von Palissy Abschied, und wandte sich mit schwerem Herzen zu gehen. Nicht so bald war er auf der Straße angelangt, als auch seine Gedanken sich schon wieder dem zuwandten, was vorgegangen war und er hielt sich überzeugt, daß Schlimmes im Werke sei. Jener mitleidsvolle Blick des finstern Kerkermeisters, deutete nach seiner Meinung auf den Grund seiner Gefälligkeit gegen sie hin, als er den beiden Freunden erlaubte, noch einige Zeit beisammen zu bleiben, ehe sie sich trennen mußten. „Trennen!" rief Victor, sein Herz füllte

sich mit Schrecken, als seine Lippen unbewußt dieses unglückliche Wort aussprachen — „trennen! sollte es möglich sein, daß wir für immer getrennt wären? Herr!" rief er in seinem Schmerz, „sei Du sein Schirm und sein Schutz, stehe um ihn, als eine feurige Mauer, Deinen Knecht zu bewahren und in der Stunde der Prüfung zeige, daß Dein Arm nicht zu kurz ist, daß er nicht helfen könne."

Auf und ab wandelnd, blieb er in der Nähe des Gefängnisses bis die Dunkelheit anbrach und die hellen Sterne anfingen, einer nach dem andern über seinem Haupte in ihrer Herrlichkeit zu leuchten. Ihr Anblick, als er betend sein Auge gen Himmel erhob, beruhigte seinen Geist und leise flüsterte er: „Er nennet sie alle mit Namen." Es war ein Gedanke, welcher geeignet war, ihm Vertrauen zu Dem einzuflößen, der da Seinen Kindern verheißen hat, daß sie in Seine Hände gezeichnet sein sollen und Der da spricht: „rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten", und Victors Seele war getröstet, als er sich auf die großen, köstlichen Verheißungen der göttlichen Liebe berief.

Die Mitternachtstunde nahte endlich und alles umher war still und pflegte der Ruhe. Es geschah nichts, was seinen schlimmen Verdacht rechtfertigen und Besorgniß erregen konnte, und er war eben zu

dem Entschluß gekommen, auch zur Ruhe zu gehen, als er in der Ferne den Hufschlag von Pferden vernahm. Gleich darauf kam aus einer Nebenstraße ein kleiner Trupp Reiter heraus, der sich vorsichtig vorwärts bewegte und sich so viel als möglich in dem dunkeln Schatten der Häuser hielt. Er bewegte sich die Straße entlang und stellte sich vor dem Gefängnisse auf. Victor, der sich eilig unter einen Bogengang versteckt hatte, beobachtete seine Bewegungen mit angestrengtem Auge und sah beim Sternenlicht die Umrisse der einzelnen Reiter, wie sie sich in einer Reihe ordneten. Das Gefängnißthor wurde ihnen ohne Anruf geöffnet und im nächsten Augenblick wurde eine verhüllte Gestalt herausgeführt und hastig von zwei Männern hinter einem kräftigen Reiter aufs Pferd gehoben. Es war kein Augenblick zu verlieren, denn der Trupp war augenscheinlich im Begriff, seinen Marsch fortzusetzen und Victor, mit großer Geistesgegenwart aus seinem Versteck hervortretend, taumelte auf Art eines Trunkenen vorwärts und stimmte ein Lied an. Im Augenblick, als das Pferd mit der Doppellast vorüber kam, rief er die Worte: „Hilf uns in der letzten Stunde!" Seine List gelang, denn sofort ertönte ein scharfer Pfiff, der sich mit dem lauten Hufschlag der Pferde vermischte, als der Haufe die Straße entlang ritt. „Er



ist's!" rief Victor und mit der Schnelligkeit eines Windhundes eilte er die nächste Nebenstraße hinab.

Er wußte, daß sein Vorhaben keinen Aufschub litt. Es gab nur eine Möglichkeit, Palissy zu retten. Das war die Dazwischenkunft des Königs und möglicherweise war Sire de Pons, wenn er ohne Verzug mit dem Geheimniß, welches Victor erfahren, bekannt gemacht wurde, im Stande noch zu rechter Zeit Maßregeln zu ergreifen, die mörderischen Absichten der Feinde Palissy's zu vereiteln.

Dritter Theil.

1. Kapitel.

Einem losen Menschen wird es gehen, wie er handelt; aber ein Frommer wird über ihn sein.
Sprüche 14, 14.

Palissy war nun in einem Gefängnisse innerhalb der Mauern von Bordeaux eingekerkert. Während er dort liegt, des Trostes beraubt, den er bislang aus der Gesellschaft Victors schöpfte, müssen wir uns auf einen ganz andern Schauplatz begeben.

In Folge der Nachricht, welche er von Sire de Pons erhielt, entschloß Montmorency sich, als einziges Mittel, das Schicksal, welches seinen geistreichen Arbeiter bedrohte, abzuwenden, sich in Person an die Königin Mutter zu wenden, durch deren Einfluß der Hof vielleicht veranlaßt werden möchte, ihn zu schützen. In der That war Catharine selbst eigentlich die Monarchin und ein Wort von ihr würde genügt haben. Die einzige gute, Manches ausgleichende

Eigenschaft, welche diese übel berüchtigte Frau besaß, war ein gebildeter Geschmack für Wissenschaft und Kunst, ein Geschmack der, wie es scheint, in ihrer Familie erblich gewesen ist. Sie hat die königliche Bibliothek mit vielen kostbaren Manuscripten aus Griechenland und Italien bereichert und derselben die Hälfte der Bücher geschenkt, welche ihr großer Ahnherr Lorenzo de Medici nach der Einnahme von Constantinopel von den Türken gekauft hatte. Ganz besonders zeichnete sie sich durch ihre Liebe für die Baukunst aus und ihr Geschmack und ihre Kenntnisse darin entfalteten sich bei der Erbauung vieler Schlösser in verschiedenen Provinzen, bemerkenswerth durch die Richtigkeit ihrer Verhältnisse und Reinheit des Baustyls, zu einer Zeit, als die Franzosen von den Regeln der Baukunst kaum einen Begriff hatten. Jetzt eben hatte sie sich entschlossen, für sich selbst einen neuen Palast zu bauen und Montmorency fand sie in ihren Gemächern, die für sie im Palast Louvre eingerichtet waren, eifrig damit beschäftigt, verschiedene Risse zu prüfen. Als der Connetable angemeldet wurde, blickte sie von der Tafel, auf welcher die Risse ausgebreitet waren, auf und nachdem sie seinen Gruß erwidert, bat sie ihn, neben ihr Platz zu nehmen, und mit ihrer Hand (die schönste, die jemals gesehen worden, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert)

winkend, erbat sie sich lächelnd seinen Rath bei der Auswahl. „Erlaubt mir, Herr“ sprach sie „um euer Urtheil zu bitten, denn in dem was ich jetzt vorhabe, wüßte ich Keinen zu finden, dessen Rath ich höher schätzte, als den Eurigen. Ihr wißt, daß das Schloß Tournelles zum Abbruch bestimmt worden ist und deshalb habe ich mich entschlossen, für mich ein neues Schloß zu bauen und bin eben dabei, einen Platz dafür auszusuchen. Der Riß, der dort vor Sr. Majestät“ — und dabei blickte sie auf ihren Sohn, fast noch ein Knabe, der ihr gegenüber saß „liegt, scheint mir nicht geringe Vortheile zu bieten“. Das Papier, worauf die Königin deutete, war der Grundriß von einem Grundstück, unmittelbar an den Grenzmauern des Louvre belegen, damals noch außerhalb Paris, und welches ein halbes Jahrhundert früher durch König Franz I. als ein Geschenk für seine Mutter Marie Louise von Savoyen angekauft worden war. Ursprünglich war der Platz mit Tuileries (d. h. Ziegelöfen) bebaut gewesen und auf den alten Zeichnungen, welche Catharine besah, waren die Stellen, wo früher die Holzhöfe und die Brennhäuser, die zur Anfertigung der Steine und Ziegel benutzt wurden, angegeben. „Seine Lage, nahe am Flusse, und die große Fläche, passend zu Gartengründen, sprechen sehr zu seinen Gunsten, Madame“ sagte der

Connetable. „Und seine Nähe beim königlichen Palast gleichfalls", bemerkte die Königin; gleichzeitig entrollte sie eine andere Zeichnung, die sie sich anschickte, mit Hülfe Montmorency's zu prüfen.

Während die Beiden damit beschäftigt sind, wollen wir die Gelegenheit benutzen etwas von den beiden königlichen Personen vor uns zu sagen. Carl IX. war noch nicht vierzehn Jahre alt, schlank von Figur, kräftig aber nicht anmuthig gebaut und mit einem Gesicht, das große Willenskraft ausdrückte, zugleich aber grausam und unedel. Der arme Knabe in einem so frühen Alter mit unbegrenzter Macht bekleidet, scheint von Natur heftigen Gemüths, höchst unbändig und lebhaft gewesen zu sein. Seine größte Leidenschaft war die Jagd, jedoch zeigte er auch viel Sinn für die Wissenschaften. Aber, in Unterwürfigkeit unter den Willen seiner Mutter gehalten und von ihr angeleitet zu mißtrauen und sich zu verstellen, wurde sein natürlicher Character verdorben und bis zum Tode seiner Mutter gab er sich zum willenlosen Werkzeug ihres Ehrgeizes und ihrer Grausamkeit her. Eine bemerkenswerthe Anecdote wird von ihm erzählt. Als er noch ein Jüngling war und gelegentlich die Erfahrung gemacht hatte, daß wenn er Wein getrunken, er nicht mehr Herr über sich selbst sei, schwor er, nie wieder Wein zu trinken

und er hat seinen Schwur gehalten. Was hätte man nicht von einem Fürsten erwarten können, der solcher Selbstüberwindung fähig war, wenn er angemessen erzogen worden wäre?

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, war die Schönheit der Königin Mutter schon im Abnehmen, wiewohl sie noch immer einige Reste jener Reize besaß, die sie in der Jugend auszeichneten. Sie war mit einem schwarzen Wittwenkleide bekleidet, welches sie die Laune hatte, noch lange nach der üblichen Zeit zu tragen; ihr Haar war von einer nach unten spitz zulaufenden weißen Haube vollständig verdeckt, wie wir auf Gemälden aus jener Zeit sie noch sehen, und ihre stark ausgeprägten Züge wurden durch einen grauen Gazeschleier gemildert. Ihre Augenbraunen waren schwarz und ihre Augen, groß und glänzend, hatten einen Ausdruck unruhiger Strenge, der Furcht und Mißtrauen einflößte. Ihre Gesichtsfarbe war gelblich, ihr Wuchs schlank und groß, ihre Bewegungen voll Anmuth und Majestät, während in jeder ihrer Mienen etwas Gebieterisches lag.

Wie sie jetzt sprach, war ihre Stimme sanft und wohlklingend, denn sie hatte den Wunsch zu gefallen, aber wenn der Zorn und böse Leidenschaften in ihrem Busen tobten, wurde dieselbe mißtönend, rauh und abgestoßen.

„Ich glaube" sprach sie in Antwort auf eine Bemerkung, die Montmorency gemacht hatte, „die Wage neigt sich sehr zu Gunsten des ersten Grundrisses, dem ich demnach den Vorzug geben und sofort Befehl geben will, daß der Grund zu dem neuen Palast ausgegraben wird und nach dem Grundstück, worauf er gebaut wird, soll er der Palast der Tuilerien genannt werden." „Gewiß Madame", sagte der Connetable. „Ihre Majestät haben wundervoll gut gewählt und mit Umsicht einen passenden Mann für die zu schaffende neue königliche Wohnung gewählt." „Es kam mir ins Gedächtniß zurück, daß einer der schönsten Stadttheile im alten Athen Keramic genannt wurde, weil der Grund, worauf er stand, früher den außerhalb der Stadt wohnenden Töpfern gehört hatte." „Da ihr von Töpfern sprecht, Madame", antwortete Montmorency „fällt mir eben wieder der Hauptzweck ein, warum ich eigentlich um eine Zusammenkunft mit Ihrer Majestät nachgesucht habe. Unter den Arbeitern, welche ich in Ecouen beschäftige, befindet sich ein Handwerker, der eine erstaunliche Geschicklichkeit in der Kunst auf Glas zu malen bekundet, und der eine emailirte Thonwaare von großer Schönheit erfunden hat. Ich wüßte Keinen, der ihm an Geschicklichkeit gleichkäme, in der That, ich wüßte seinen Platz nicht wieder zu

besetzen, wenn er geopfert werden sollte." „Einen solchen großen Schatz solltet ihr euch nicht aus den Händen schlüpfen lassen. Welche Gefahr droht ihm denn?" „Er ist ein Hugenot, Madame" war die Antwort. „Das hat ja nichts zu bedeuten", antwortete die Königin lächelnd, „seine Ketzerei wird die Farbe seiner Gläser und Thonwaaren nicht verändern." „Freilich nicht, aber er ist in die Hände von Rogeret gefallen, einer der königlichen Anführer in Saintogne, und er wird unfehlbar gehangen oder verbrannt werden, und als ein ketzerischer Schurke geschähe ihm schon Recht, würde ich sagen, wenn mein Bau nicht unvollendet und Meister Palissy nicht ein so seltener Arbeiter wäre. Solch ein Geschick wie er auch hat, im Anlegen und Schmücken von Gärten! Kurz er ist so recht der Mann, den Ihre Majestät für das Werk, welches eben jetzt in Aussicht genommen ist, unschätzbar finden würden."

Königin Catharine war keineswegs abgeneigt, in einer so geringfügigen Sache sich dem großen Connetable gefällig zu erweisen; außerdem war es ganz nach ihrem Geschmack, tüchtige Künstler in Schutz zu nehmen und sie wußte nur zu gut, wie schwer es hielt, einen Solchen, wie ihr eben beschrieben worden war, zu finden, als daß sie für den Wink, den Montmorency ihr gegeben, taube Ohren

hätte haben können. „Laßt in des Königs Namen einen Befehl ausstellen", sagte sie, „wodurch Palissy zu Sr. Majestät Künstler in Thon ernannt wird. Er wird alsdann, als königlicher Diener, der Gerichtsbarkeit von Bordeaux entzogen und in seiner Sache kann alsdann nur der große Rath handeln und Recht sprechen." Montmorency sprach seinen Dank aus und erhob sich, um sich zu entfernen, als die Königin gleichgültig bemerkte: „Das war eine dumme Geschichte, die de Guise dort in Bassy angerichtet hat; sie hat die Protestanten zum Aeußersten gebracht und jetzt hat alle Mäßigung ein Ende." Der Connetable antwortete nicht, sondern zuckte blos die Achsel, der junge König aber machte auf der Stelle folgenden witzigen Vers, den die Geschichte aufbewahrt hat:

„François premier, prédit ce point,
Que ceux de la maison de Guise
Mettraient ses enfants en pourpoint
Et son pauvre peuple en chemise." *)

Catharine sah bei diesem unerwarteten Wortspiel ihres Sohnes etwas verlegen aus, und nachdem sie sich

---

*) Franz der Erste hat es deutlich vorher gesagt,
Daß die vom Hause der Guisen
Ihre Kinder mit den reichsten Kleidern anthun,
Aber seine armen Unterthanen auf's ärmlichste kleiden würden.

mit einiger Hast erhoben, schritt sie durchs Zimmer, und indem sie den Arm des Königs nahm, machte sie dem Connetable eine anmuthige Verbeugung und zog sich zurück.

Das Ergebniß dieser Unterredung war, daß eben so schnell als die königliche Post den Brief Montmorency's nach Bordeaux befördern konnte, Palissy aus der Gewalt seiner Feinde erlöst wurde, und da er jetzt gegen die Feindseligkeiten der Streitenden von beiden Seiten vollkommen sicher gestellt war, kehrte er nach Saintes zurück und nahm seinen Platz in der zertrümmerten Werkstatt wieder ein, deren eingebrochene Thüren traurige Zeugen von dem Wüthen des Bürgerkrieges waren. Ach! es hatte sich alles gewaltig verändert, denn die Stadt war halb entvölkert; die Besten der Einwohner waren entweder geflohen oder in den Straßen ermordet worden, Kirchen waren gestürmt und rohe Hände hatten überall Zerstörung angerichtet. Allein nichts scheint den Gleichmuth seiner Seele erschüttert zu haben, denn er konnte mit Paulus sagen: „Ich habe gelernt, bei welchen ich bin, mir genügen zu lassen." Es ist offenbar, daß er zu der Festigkeit und Seelenruhe, jenes selige Vertrauen erlangt hatte, welches so ganz die Wahrheit der göttlichen Verheißung: „Du erhältst stets Frieden nach gewisser Zusage,

denn man verläßt sich auf dich," zur Gewißheit macht, zu der zuverlässigen Gewißheit, von welcher die alten Weisen blos träumten.

Bernard hatte jetzt Muße, das Verlorene wieder nachzuholen und er benutzte die Gelegenheit, sein kleines Buch zu vollenden, welches, wie wir gesehen haben, seine Gedanken so sehr in Anspruch nahm, als er als Gefangener im Kerker saß. Er gedachte wieder an den schönen Garten und er erzählt uns, wie er eines Tages (als auf eine kurze Zeit der Friede wieder hergestellt war), während er an den Ufern der Charente durch die Wiesen bei der Stadt wandelte, und über die schrecklichen Gefahren nachdachte, aus welchen Gott ihn in der letzten Zeit voll Prüfungen und Leiden errettet hatte, er noch einmal die lieblichen Klänge hörte, die ihn vor jener bösen Zeit so sehr erfreut hatten. „Es war der Gesang einiger jungen Mädchen, die im Schatten eines Baumes saßen und zusammen den 104. Psalm sangen; und da ihr Gesang so sanft und außerordentlich harmonisch war, ließ er mich meinen ersten Gedanken vergessen, und nachdem ich eine Weile stillgestanden und gehorcht und mich des Gesanges erfreut hatte, stellte ich Betrachtungen über den Sinn dieses Psalms an. Die Hauptstellen ließ ich im Geiste an mir vorüberziehen und wurde mit Be-

wunderung für die Weisheit des königlichen Propheten erfüllt, so daß ich zu mir selbst sagte: ‚O die herrliche, wunderbare Güte Gottes! Ich wollte, wir Alle hielten die Werke Gottes in solcher Verehrung, als er es in diesem Psalm lehrt;‘ und da nahm ich mir vor, ich wolle auf einem großen Gemälde die schönen Landschaften abmalen, welche darin beschrieben werden, nachher aber, als es mir einfiel, daß Gemälde nur von kurzer Dauer seien, wandte ich meine Gedanken wieder der Anlage eines Gartens zu, ganz nach dem Muster und zum Theil wenigstens mit dem Schmuck und der herrlichen Schönheit, wie der Psalmist ihn ausgemalt hat, und da ich diesen Garten im Geist bereits entworfen hatte, fand ich, daß ich in Uebereinstimmung mit meinem Entwurf nahe dabei einen Palast oder ein rundes, erhabenes Gebäude errichten könne, von wo aus man den ganzen Garten übersähe, welches gewiß ein frommes Vergnügen gewähren und eine ehrenvolle Beschäftigung für Leib und Seele sein würde.

---

2. Kapitel.

Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an,
aber der Herr allein giebt, daß er fortgehe.
Sprüche 16, 9.

Victor und Bernard waren jetzt durch die Bande der Liebe und Freundschaft enger mit einander verbunden, denn je. Mit dankbarer Freude benutzten sie die Gelegenheit, die ihnen noch einmal geboten wurde, sich in lieblicher Weise und, ohne jene rohen Störungen, die sie jüngst erfahren, zu berathen. Freilich konnten sie nicht mehr mit ihren Brüdern, als eine kirchliche Gemeinde zusammen kommen, denn ach! die Glieder jener blühenden Heerde waren zerstreut, und die Stimme ihres verehrten Predigers war im Tode verstummt, aber sie Beide kamen, wie in früherer Zeit zusammen, in heiliger Andacht, Gott zu dienen. Nur wenige Abende vergingen, ohne eine kleine liebevolle Unterhaltung, die in der Regel mit Gebet und Dank gegen Gott schloß.

Bei einer dieser Gelegenheiten, fand Victor beim Eintreten, seinen Freund damit beschäftigt, die Formbildung einer Muschel zu studiren, die er nach allen Seiten hin umdrehte und genau untersuchte. „Gestern hielt ich es für gerathener, dich in deinen Gedanken nicht zu stören", sagte er, „du gingst, als ein Mann, der geistesabwesend ist; den

Kopf gesenkt und nichts um dich her beachtend. Ich ging auf der Straße so nahe an dir vorüber, daß ich deine Rockschöße hätte berühren können, du sahst mich aber nicht". „Nein, ich habe dich nicht gesehen, mein Freund, denn mein Geist war sehr mit dem Entwurf einer Stadt oder Festung beschäftigt, die als ein Zufluchtsort für vertriebene Christen dienen könnte. Nachdem ich vergebens unter den Plänen und Rissen der Baumeister darnach gesucht hatte, habe ich angefangen, in den Wäldern und Bergen herum zu wandern, um zu sehen, ob ich nicht irgend ein geschicktes Thier ausfindig machen könnte, welches mir für mein Vorhaben einen Wink gäbe, und wirklich ich habe eine große Zahl solcher gefunden, die mich durch ihre große Geschicklichkeit, die Gott ihnen verliehen hat, in Erstaunen setzten, und ich habe vielfältig Gelegenheit gehabt, Ihn in Seinen Wundern zu verherrlichen, und von dem einen oder andern Thierchen habe ich sogar auch eine kleine Anleitung für mein Vorhaben bekommen; wenigstens bin ich zu der Hoffnung ermuthigt worden, ich würde möglicher Weise doch meinen Zweck erreichen. Nachdem ich in meinen Mußestunden mich so mehrere Wochen beschäftigt hatte, kam ich zuletzt auf den Gedanken, die Klippen und den Strand am Meer zu besuchen, wo ich so viele verschiedene Woh-

nungen und Schlupfwinkel entdeckte, welche die verschiedenartigen kleinen Seethiere aus ihrem eigenen Saft und Speichel machen, daß ich hoffen durfte, ich würde hier finden, wornach ich suchte. Ich betrachtete und untersuchte daher alle die verschiedenen Arten von Seethieren, wobei ich von den kleinsten zu den größesten überging und ich habe Dinge gefunden, die mich betroffen machten über die erstaunliche Güte der göttlichen Vorsehung, die solche Sorgfalt sogar auf diese Geschöpfe verwandt hat. Ich machte ferner die Wahrnehmung, daß die Kämpfe und Kriege unter den Geschöpfen im Meer ohne Frage viel großartiger und heftiger sind, als unter den Thieren auf dem festen Lande, auch habe ich bemerkt, daß die Prachtfülle der Natur im Meer weit größer ist, als auf dem Lande, und daß Ersteres viel fruchtbarer ist".

„Du setzest mich in Erstaunen," antwortete Victor, „daß du noch immer mit solchen Plänen umgehst, denn ich gebe mich der frohen Hoffnung hin und glaube bestimmt, daß eine solche Festung nicht mehr vonnöthen sein wird. Bedenke doch, daß wir jetzt Frieden haben und daß wir zugleich hoffen dürfen, daß es binnen Kurzem ganz freigegeben werden wird, in ganz Frankreich das Evangelium zu predigen; und nicht allein hier, in unserm Vater-



lande, sondern in der ganzen Welt, denn das stehet im Evangelio Matthäi im vierundzwanzigsten Kapitel geschrieben, wo Gott der Herr sagt: ‚es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker‘. Das ist's, was mich zu dem Ausspruch bestimmt, daß es nicht mehr nöthig ist, sich nach Festungen für die Christen umzusehen".

„Du hast aber andere Stellen des neuen Testaments nicht gebührend beachtet", antwortete Palissy, „denn es stehet auch geschrieben, daß die Kinder und Auserwählten Gottes werden in Trübsal überantwortet, gehasset, verspottet und verbannet werden bis an's Ende. Es ist wahr, der heilige Matthäus sagt, daß das Evangelium vom Reiche der ganzen Welt gepredigt werden wird, nicht aber, daß es Alle annehmen werden, sondern es soll ein Zeugniß sein, Allen, nämlich zu rechtfertigen diejenigen, welche da glauben und rechtmäßiger Weise die Ungläubigen zu verdammen. Demzufolge ist anzunehmen, daß die Ungläubigen und Gottlosen und überhaupt alle bösen Leute zu allen Zeiten bereit sein werden, diejenigen zu verfolgen, die auf gradem Wege den Geboten und Verordnungen unsers Herrn folgen".

Der liebenswürdige Victor, dem reiferen Urtheil seines Freundes sich unterwerfend, vertheidigte seine

Ansicht nicht weiter, sondern beschränkte sich auf die Frage, ob er denn endlich den Gegenstand seines Suchens gefunden habe. „Es scheint mir, als ob mir das geglückt sei. Betrachte diese Muschel, sie wurde mir gestern, als ich in Rochelle war, von einem Bürger daselbst, Namens L'Hermite, geschenkt. Sie ist das Gehäuse der Purpurschnecke und jene größere dort auf dem Tisch ist eine Seemuschel. Sie sind von Guinea herüber gebracht worden und sind beide nach Art einer Schnecke gewunden, die Seemuschel aber ist fester und größer, als die andere. Nun ist das Ergebniß meiner Beobachtung dieser Dinge, daß Gott den schwachen Geschöpfen mehr Geschicklichkeit verliehen hat, als den stärkeren, und ihnen die Fähigkeit gegeben hat, jedes für sich ein Haus anzufertigen, so nach den Regeln der Geometrie und Baukunst gemacht, daß selbst Salomo mit aller seiner Weisheit, niemals etwas Aehnliches zu schaffen im Stande gewesen wäre. Diesen Umstand berücksichtigend, verweilte ich bei der Stachelmuschel der Purpurschnecke, um sie genauer zu untersuchen, weil ich von der Ueberzeugung ausging, der liebe Gott würde ihr, zur Ausgleichung ihrer Schwäche, etwas mehr gegeben haben und so, nachdem ich lange darüber nachgedacht, habe ich ausgefunden, daß im Innern der Muschel der Purpurschnecke sich eine

ziemliche Menge Vorsprünge befinden, die dieselbe umgeben." „Ich merke schon, was du meinst; dieselben tragen viel zur Erhöhung ihrer Schönheit und Zierlichkeit bei." „Meinst du, das wäre alles? O, nein! da steckt mehr darin. Die sind eben so viele Bollwerke und Vertheidigungswerke für die Festung und eine Zuflucht für die Bewohner der Muschel. Als ich dieses sah, beschloß ich, mir eine Lehre daraus zu ziehen und nahm ohne Säumen Zirkel, Richtscheit und andere Werkzeuge zur Hand, die nöthig waren, eine Zeichnung davon zu machen."

Bernard zog alsdann den Riß hervor, den er gezeichnet hatte und den er in seinem kleinen Werke weitläufig erläutert. Als ein besonderes, ganz merkwürdiges Geistesproduct ist diese Arbeit außerordentlich interessant und zeigt uns eine der zahlreichen Gegenstände, woran sein lebhafter Verstand sich versuchte und zeigt insonderheit auch, wie seine Liebe zur Natur alle seine Gedanken ganz und gar beherrschte. Wer anders, als Einer, der für die Naturwissenschaft schwärmt, würde die Nester der Vögel und die Muscheln im Meer zu Rathe gezogen haben, wenn er eine Festung anzulegen beabsichtigt, die allen Schrecken einer Belagerung widerstünde?

Endlich war sein Buch fertig und zu Rochelle 1563, das Jahr nach seiner Haft, gedruckt. Er setzte

demselben, als Einleitung, drei Briefe voran, die er nach seiner Erlösung aus dem Gefängniß geschrieben, nämlich an den Connetable, seinen Sohn, den Marschall Montmorency und an die Königinmutter. Nachdem er diesen erlauchten Personen und Beschützern seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben, erzählte er auf's Genaueste die üble Behandlung, die ihm während seiner Gefangenschaft zu Theil geworden und wies dabei insbesondere darauf hin, daß er ja nicht „ein Dieb oder Mörder" gewesen. Alsdann geht er zur Erklärung der Gegenstände über, welche das Buch eigentlich behandelt, und worin er zeigt, daß dieselben wohl der Beachtung werth seien, obgleich sie nicht in gelehrter Weise beschrieben, „da ich" wie er selbst schrieb, „ja kein Grieche, noch ein Hebräer, kein Dichter noch ein Schriftsteller, sondern blos ein einfacher Handwerker bin, in den Wissenschaften schlecht genug bewandert. Deßungeachtet sind diese Dinge nicht weniger schätzbar, als wenn sie von einem Beredteren vorgetragen wären. Ich wollte lieber in meiner ungekünstelten Sprache die Wahrheit reden, als mit Beredtsamkeit lügen; deshalb hoffe ich, man wird dieses kleine Werk so freundlich annehmen, als wie ich den Wunsch hege, daß es Allen Freude machen möge." In seinem Briefe : die Königin Catharine giebt er seine Bereitwillig-

keit zu verstehen, in ihre Dienste zu treten und nach Kräften bei dem Bau ihres Schlosses und der Anlage ihrer Gärten thätig zu sein. Es währte auch nicht lange, bis er Gelegenheit fand, seine Kunst auszuüben. Durch Vermittlung seines Gönners, Sire de Pons, und dessen Gemahlin, empfing er die Nachricht, daß er ausersehen sei, in Gemeinschaft mit Jean Bullant, sein Mitarbeiter auf dem Schlosse Ecouen, bei den neuen Bauten, welche die Königinmutter unternommen, mitzuarbeiten. Selbstverständlich war seine Uebersiedelung nach Paris nun nothwendig. „Es ist aus vielen Gründen wirklich Zeit, Meister Bernard," sagte Sire de Pons, „daß Ihr Saintes verlaßt, Eure Stellung hier ist beschränkt und unpassend. Eure Feinde sind blos zum Schweigen gebracht, aber nicht aus dem Wege geräumt. Eure vornehmsten Beschützer sind hohe Herren und nothgedrungen sehr viel bei Hofe, und in einer abgelegenen Provinz könnt Ihr ihre Aufträge weder erhalten noch ausführen. In Paris werdet Ihr in dieser Beziehung viele Vortheile haben. Ihr werdet im beständigen Verkehr mit geistreichen Männern leben und euer Geschmack wird sich durch das Studium der auserlesenen Kunstwerke, die in der Hauptstadt aufgehäuft sind, läutern." „Auch Eure Söhne Nicole und Mathurin, sind jetzt bereits junge Män-

ner, denen zugleich Beschäftigung und Hülfe zu ihrem Fortkommen geboten wird," fügte Madame de Pons hinzu, „und wiewohl es uns sehr leid thun wird, Euch zu verlieren, so können wir doch nicht so selbstsüchtig sein, ein Ereigniß zu beklagen, welches für Euch und Eure Söhne ein Glück ist." „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich so ausgezeichnet werden würde," entgegnete Bernard, „sicherlich ist es das gute Wort, welches mein Herr, der Connetable, für mich eingelegt, welches mir diese Anstellung verschafft hat. Ich bin entschlossen, den Fähigkeiten, die ich habe, gemäß, seiner Empfehlung Ehre zu machen. Und das darf ich dreist behaupten, daß die Arbeiten, welche ich für ihn ausgeführt habe, hinreichend Zeugniß ablegen für die Gabe, die es Gott gefallen hat, mir als einem Künstler in Thon zu verleihen. Ich bin deshalb auch nicht ohne Hoffnung, daß meine Arbeit auf dem Platze, auf den die Vorsehung mich jetzt berufen hat, Beifall finden wird." „Wir beabsichtigen in Kurzem nach Paris zu reisen," sagte der Sire, „und Ihr könnt, wenn ihr es angemessen findet, uns begleiten. Die Zeit ist nur kurz, zehn, höchstens vierzehn Tage, aber ich zweifele nicht, Ihr könnt bis dahin reisefertig sein."

Dieses freundliche Anerbieten wurde dankbar angenommen und zur bestimmten Zeit sagte Palissy

Saintes Lebewohl und machte sich, in Begleitung seiner beiden Söhne auf den Weg nach Paris, der Hauptstadt von Frankreich, welche von der Zeit an sein Wohnort wurde. Mit einem vollen Herzen verließ er die Stadt, die bis dahin seine Heimath gewesen, wo seine Kinder geboren worden, und wo er eine lange, lange Lehrzeit voll Sorge und Prüfungen bestanden und vollständig über alle Hindernisse, welche ihn zu überwältigen und seine schönsten Hoffnungen zu zerstören drohten, triumphirt hatte. Als er am Abend vor seiner Abreise von dem Grabe seiner Frau und seinen sechs Kindern langsam und in Gedanken vertieft, zurückkehrte, wurde er von Victor überholt, der ihn aufsuchte, um die wenigen letzten Stunden in seiner Gesellschaft zuzubringen. Sie kehrten zusammen heim und Victor erzählte seinem Freunde eine ganz unerwartete Neuigkeit. „Ich werde hier, wenn du fortgegangen sein wirst, nicht länger bleiben," rief er mit ganz ungewohntem Nachdruck und sein blasses Angesicht röthete sich vor Aufregung. „Ein Vetter von mir hat mir eben diesen Nachmittag eine Nachricht gebracht, die meine Abreise von hier zur Folge haben wird und das wahrscheinlich schon in einigen Monaten. Wenn du nicht auch von hier fortgezogen wärest, würde es mir sicherlich großen Kummer verursacht haben,

nun aber ist es so ebenso gut, denn deinen Verlust würde ich doch kaum ertragen haben". „Was ist dir zugestoßen, und wohin willst du gehen?" fragte Bernard in seiner raschen Weise. „Mein ältester Bruder wurde, wie du weißt, voriges Jahr in einem jener mörderischen Angriffe auf die Anhänger unserer Religion getödtet. Er hat kleine Kinder hinterlassen und seine arme Frau, die sich von der Erschütterung bei seinem jähen Tode nie wieder erholt hat, sinkt rasch dem Grabe entgegen. Sie bittet mich dringend, durch den Vetter, den sie zu mir geschickt, nach meinem Geburtsort zurückzukehren, und die Sorge für meines Bruders Kinder zu übernehmen. Sie werden das kleine Besitzthum, welches unserm Vater gehörte, und welches aller Wahrscheinlichkeit nach, in den Händen Fremder bald zusammen schmelzen würde, dereinst erben. Ich selbst habe keine Kinder, und meine Frau, die gute Seele, wird diesen armen Waisen eine treue Mutter sein. Es scheint mir die Stimme unsers himmlischen Vaters zu sein, die uns zuruft: ‚stehe auf und gehe hin.'" „Ich habe dich nie von deinen jüngeren Jahren sprechen hören, Victor". „Das ist richtig; auf meinem Wege hierher gedachte ich an die Tage meiner Kindheit. Eine glückliche Zeit war's, und wir waren eine glückliche Familie, in welcher

Friede und Zufriedenheit herrschte! Die Landstelle, von welcher wir alle zusammen lebten, war sehr klein, aber Ordnung, Sparsamkeit in der Haushaltung, Arbeit und Mäßigkeit schützten uns vor Mangel. Unser kleiner Garten brachte beinahe so viel Gemüse hervor, als wir brauchten und der Obstgarten lieferte uns Früchte. Unsere Quitten, Aepfel und Birnen, wohl aufbewahrt, dazu der Honig von unsern Bienen, lieferten im Winter für uns Kinder und die gute alte Frau, die Großmutter, sowie für die Tanten, ein herrliches Frühstück. Wir wurden alle von der kleinen Heerde, die auf den nahen Hügeln weidete, gekleidet; meine Tanten sponnen die Wolle, und der Hanf auf unserm kleinen Felde versorgte uns mit Leinwand. Abends, beim Schein unserer Lampe, die mit Oel von unserm Wallnußbaum gespeist wurde, kamen die jungen Mädchen von der Nachbarschaft zu uns, und halfen uns, unsern Flachs bereiten und wenn die Reihe denn an uns kam, halfen wir ihnen wieder. Die Ernte von unserm Gütchen genügte für unsere Bedürfnisse. Unser Buchweizen-Pfannkuchen, heiß und mit guter Butter von Mont d'Or bestrichen, war ein köstliches Mahl für uns. Ich wußte aber nicht, welches Gericht wir lieber gegessen hätten, als unsere Rüben und Kastanien. Wenn wir an den langen Winterabenden um den

Herd herum saßen und diese schönen Rüben braten sahen und das Wasser in dem Topfe, worin unsere Kastanien gekocht wurden, so hübsch singen und brodeln hörten, wässerte uns der Mund und die Großmutter, erfreut über unser kindliches Vergnügen, fügte dann und wann eine Quitte dem herrlichen Mahl hinzu, deren leckeren Duft, wenn sie in der Asche briet, ich mich noch erinnere. Die gute alte Frau! Sie, bei aller ihrer Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, machte kleine Schlemmer von uns Knaben. Ach mein lieber Freund! die Frauen sind es, die von der Wiege bis zum Grabe uns verziehen und hätscheln. Du siehst also, daß wir vollkommen genug hatten, alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen, denn wenn in unserm Hause auch wenig war, so ging auch nichts verloren, und Kleinigkeiten zusammen genommen machen Viel. Zudem war im nahen Walde Ueberfluß an dürrem Holz, von geringem Werth, und mein Vater hatte die Erlaubniß, seinen jährlichen Bedarf davon zu nehmen. Theurer und verehrter Vater! Er erzog uns alle in der Furcht des Herrn und von jeher ist es die höchste Wonne meines Lebens gewesen, vor Gott zu treten und zu sprechen: ‚Du warst meines Vaters Gott, sei Du auch mein Gott!‘" Wie lange Victor noch bei diesen lieblichen Erinnerungen verweilt haben

würde, weiß ich nicht. Er wurde durch das Erscheinen einiger Nachbarn unterbrochen, welche kamen, um von Palissy und seinen Söhnen Abschied zu nehmen, und als sie wieder fortgingen, war es spät. Die beiden Freunde knieten nieder im Gebet vor dem Thron der Gnade, und befahlen Einer den Andern dem Schutze und der Gnade Gottes. Dann erhob sich Victor und ging, auf der Schwelle aber hielt er noch einmal an, blickte seinen Freund fest an, und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er dessen Hand ergriff und sprach: „Jawohl, unser Gott ist ein süßer Trost". Mit diesen Worten wandte er sich und verschwand.

Wie oft, in späteren Jahren, kam dieser Abschied in Palissy's Gedächtniß mit süßer, tröstender Kraft zurück.

---

3. Kapitel.

Und ich sahe das Weib trunken von dem Blut der Heiligen, und von dem Blut der Zeugen Jesu. Und ich verwunderte mich sehr, da ich sie sahe. Offenb. 17, 6.

Das gegenwärtige Kapitel wird einen Zeitraum von zehn Jahren aus dem Leben Palissy's umfassen — Jahre von schrecklicher Bedeutung für Frankreich, in welchen wieder zwei Mal nach kurzem Frieden

der Bürgerkrieg ausbrach, welchem dann das weltbekannte, unerhörte, bluttriefende Verbrechen, die Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht, folgte. Während dieser Jahre war Bernard still und fleißig beschäftigt, durch die Gunst des Hofes und vielleicht auch durch die Erfahrung, die ihn die Nothwendigkeit einer klugen Zurückhaltung bei der Aeußerung seiner Ansichten gelehrt hatte, gegen Ungemach geschützt. In Paris angekommen, errichtete er seine Werkstatt auf einem Platze, der ihm im Bereich der Tuilerien und Gärten angewiesen war, die zum Theil den Bauplatz des neuen Schlosses bedeckten und von den Trümmern der Gebäude, welche abgebrochen werden mußten und von den Gerüsten der bei dem Bau angestellten Bauleute, umgeben waren. Nicht weit davon lag das Louvre, damals noch ein neues Gebäude und der Wohnsitz des Königs und der Königin Catharine, welche umgeben von ihren Hofleuten, oft kam das Fortschreiten des Baues zu beobachten und mit ihrem bewunderungswürdigen Geschmack die Arbeiten Palissy's, in vertrauten Kreisen „Meister Bernard von den Tuilerien" genannt, zu leiten. In der königlichen Bibliothek befindet sich noch ein Manuscript aus dem Jahre 1570, eine Rechnung über die Ausgaben der Königin enthaltend, worunter sich ein Posten befindet „an Bernard, Nicole und Ma-

thurin Palissy, Thonbildner, die Summe von 2600 Livres für alle Arbeiten in Thon, gebrannt und emaillirt, die jetzt noch zur Vervollständigung der quatre pans au pourtour (der vier Seiten der Einfassung) der Grotte, angelegt von der Königin in ihrem Palast, nahe dem Louvre in Paris, zufolge einer mit ihm abgeschlossenen Uebereinkunft.

Es wird uns berichtet, daß nachdem sein Geschmack durch das Studium der großen Werke italienischer Meister geläutert worden, er ein vollendeter Künstler wurde und Meisterstücke schaffte, die seine früheren Arbeiten weit übertreffen. Er fand auch viele Beschäftigung durch Gartenanlagen, die damals sehr in der Mode waren und wofür seine größeren Arbeiten, als Feldparthien, Bäume, Thiere und selbst menschliche Figuren bestimmt waren. Einige wenige von diesen haben dem Zahn der Zeit widerstanden; es ist bekannt, daß sie vielen prächtigen Landsitzen der französischen Edelleute aus jener Zeit zur Zierde dienten, insbesondere den Schlössern Chaulnes, Nesles in der Picardie und Reux in de- Normandie. Seine kleineren Sachen, die als Zierr rath der Zimmer dienten und ihren Platz auf den Tafeln und in den Kunstcabinetten der Reichen fanden, waren sehr zahlreich, und die sich davon bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten haben, werden als Kunst-



Kanne und Schüssel von Palissy.

werke sehr hochgeschätzt. Statuetten, hübsche Gruppen, Kannen, Vasen mit seltsamen Verzierungen, Schüsseln, Tassen, Estriche zu Wänden und Fußböden in Wohnungen und zu Kaminen, alle diese Sachen und noch vielerlei andere Dinge wurden von unserm geschickten Künstler*) in großer Vollkommenheit hergestellt. Indem Palissy auf diese Weise mit fleißigen Händen und erfinderischem Geschick arbeitete, sah er die Jahre dahin fliehen, und war Zeuge von sonderbaren Begebenheiten, die an Schrecknissen das früher Erlebte weit überboten.

Er sprach aus Erfahrung, als er sagte: „Wenn ihr die schrecklichen Unthaten der Menschen gesehen

*) Die Meisterwerke Palissy's zieren die Privat Sammlungen der reichen und adeligen Liebhaber. Die größte und vollständigste Sammlung seiner Töpferwaare befindet sich im königlichen Museum in Louvre und im Hotel de Cluny, die nach dem Tode des letzten Besitzers, de Sommerard, von der französischen Regierung angekauft wurde. In gerechter Würdigung der Verdienste ihres geschickten und viel verfolgten Landsmannes, eilte sie, sich in Besitz dieser großartigen Sammlung zu setzen. Wir finden in einer „Geschichte der Töpferei" folgende Beschreibung der Thonarbeiten von Palissy: „Sie zeichnen sich durch einen besonderen Styl und viele Eigenthümlichkeiten aus. Die Formen der Figuren sind durchgehend keusch. Die Verzierungen Scenen aus der Geschichte, aus der griechischen Götterlehre, und Sinnbilder

hättet, die ich während jener Unruhen gesehen habe, jedes Haar auf eurem Haupte würde sich gesträubt haben aus Furcht, ihr möchtet menschlicher Bosheit zum Opfer fallen, und derjenige, der solche Dinge nicht mit angesehen hat, kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, wie gräulich und fürchterlich eine Christenverfolgung ist.“ Er hatte sich kaum in seinem neuen Verhältniß zurecht gefunden, als die „zweiten Unruhen“ ausbrachen, und eines der ersten Opfer des Kriegs war sein ‚mächtiger Gönner‘, der Connetable Montmorency.

Am 10. November 1567 wurde die Schlacht bei St. Denys unter den Mauern von Paris ge-

---

sind halberhaben und gefärbt. Die Farben durchgehend glänzend, jedoch ohne große Abwechselung, und beschränken sich gemeiniglich auf Gelb, Blau und Grau, jedoch erstrecken sie sich bisweilen auch auf Grün, Violet und Braun. Das Email ist hart, aber nicht von so schöner Glasur, als dasjenige von Delft, und es ist ihm niemals gelungen die Reinheit des weißen Email von Luca della Robbia zu erreichen. Auf einer Versteigerung von Palissy's Kunstwerken in Paris, wurde eine ungewöhnlich große Vase, mit Knaben en relief mit maskirten Gesichtern, Blumengewinde und Früchte haltend, auf schönem blauem Grunde, und Schlangen als Henkel, mit über vierhundert Thaler bezahlt. Ein sehr eigenthümlicher Leuchter, von durchbrochener Arbeit, kostete hundert und dreißig Thaler.

schlagen, als der alte Connetable, an der Spitze seines Heeres, in schöner Ordnung, mit Trommelschlag und fliegenden Fahnen zum Thore hinauszog, den Feind zu treffen. Die Höhen von Montmartre boten bei diesem Anlaß ein sehenswerthes Schauspiel. Sie waren gedrängt voll neugieriger Zuschauer in höchster Aufregung; die ganze geschäftige, ruhelose Einwohnerschaft einer großen Stadt fand sich dort zusammen, eine Schlacht anzusehen. Litaneien singende Priester vertheilten Rosenkränze an die Krieger, fremde Gesandten, schöne Damen zu Pferde, einige sogar mit Spießen in der Hand, die sie in der Luft schwangen, Magistratspersonen und Gelehrte, die Panzerhemden unter ihren Kleidern trugen, kurz eine bunte Menge aus allen möglichen Ständen drängte sich dort zusammen und erwartete mit einem gemischten Gefühl von Neugier und Furcht den Ausgang des Gefechts.

Der kurze Wintertag neigte sich schon fast zu Ende, als der Streit begann und ein blutiges, eine Stunde dauerndes Ringen folgte. Für den tapfern alten Veteranen, den seine Entschlossenheit und Tapferkeit verführt hatten, sich mitten in die Reihen der Hugenotten zu stürzen, war der Ausgang ein unglücklicher. Fünf Mal wurde er verwundet, dennoch stritt er muthig, da traf ihn der Todesstreich

und mitten unter den Todten und Sterbenden lag er auf dem Schlachtfelde. Noch lebend, wiewohl mit dem Tode ringend, wurde er in die Mauern zurück getragen, die er erst einige Stunden vorher in sehr verschiedener Weise verlassen hatte. Die Nacht war finster und regnicht, seine Schmerzen waren schrecklich und er wünschte seinen letzten Athem auf der Stelle, wo er lag, auszuhauchen, seine Umgebung aber drang in ihn, sich nach Paris tragen zu lassen, wo er am andern Tage verschied, indem er bis auf den letzten Augenblick eine staunenswerthe Festigkeit und Geduld bewahrte.

Der Hof veranstaltete ein großartiges Leichenbegängniß für den strengen alten Krieger, dessen rauhes, finsteres Wesen ihn bei so Vielen verhaßt machte und dessen Glaubensschwärmerei nur zu sehr mit dem Geiste damaliger Zeit in Einklang stand. Nach seinem eigenen Wunsche wurde er auf seinem Lieblingssitz Ecouen, wo Palissy so lange Zeit in seinem Dienste arbeitete, begraben. Unserm Bernard war er ein edelmüthiger Beschützer und zuverlässiger Freund gewesen und seine Hand war es, die sich ausstreckte, ihn vom Galgen zu erretten.

Wollte Gott, dies wäre aus einem erhabeneren Beweggrund geschehen, denn aus bloßer Liebe zur Kunst! alsdann möchte er sich vielleicht eines Tages

unter Denen befunden haben, an die die freudenvollen Worte gerichtet sind: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

Glücklicherweise ist es für unsere Erzählung nicht nothwendig bei der allbekannten Geschichte der Bluthochzeit zu verweilen. Die grauenhaften Schrecken derselben sind jedem Leser der Geschichte nur allzu bekannt. Bernard, der ein Augenzeuge davon gewesen ist, entkam, indem er zufällig um jene Zeit mit einer seiner vielseitigen Arbeiten, deren wir bereits Erwähnung gethan haben, beschäftigt war, und die ihn nach Chaulness, wo er einen Park nach dem Plan, wie er ihn in seinem „ergötzlichen Garten“ beschrieben hat, anzulegen hatte.

Es befand sich unter den zahlreichen Männern der Wissenschaft, mit welchen Palissy Umgang hatte, Einer, der mit genauer Noth dem allgemeinen Blutbade entging. Es war dieses Ambroise Paré, erster Leibarzt des Königs, der ein wahrhaft frommer und vortrefflicher Mann gewesen zu sein scheint. Nachdem er die reformirte Lehre angenommen, hielt er sich standhaft zu derselben, und ungeachtet der vielen Gefahren in seiner Stellung, blieb er dabei, seine Grundsätze öffentlich zu bekennen. Da er als Ketzer Haß und obendrein den boshaften Neid einer Menge

seiner Collegen auf sich gezogen hatte, war er auch als Opfer ausersehen, und Carl IX., der der Geschicklichkeit Parés sein Leben verdankte und der, wie es heißt, „ihn unendlich lieb hatte," traf Maßregeln zu seiner Sicherheit. „Ich will dir erzählen, mein Freund," hub er an, als er Bernard die Begebenheiten jener ereignißvollen Nacht erzählte, „wie es mir ergangen ist und was ich sah und hörte. Ich war bis spät in der Nacht bei dem Admiral *) beschäftigt und war im Begriff, ihn zu verlassen, als ein Leibhusar eintrat und mir den Befehl brachte, augenblicklich beim Könige zu erscheinen. Ich gehorchte und fand ihn in sichtlicher Angst. ‚Gut, daß Ihr kommt, mein lieber Ambroise, Ihr müßt diese Nacht bei mir und zwar in meinem Gemach bleiben.' Mit diesen Worten schob er mich in sein Ankleidezimmer und fügte dann hinzu: ‚hütet euch, von hier euch zu entfernen. Es würde unklug sein, Euch, der uns das Leben rettete, auf solche Weise morden zu lassen'. Mein Versteck stieß an einen Saal, in welchem der König blieb und wohin nach Mitternacht auch die Königin kam, offenbar in der Absicht, auf ihren Sohn ein wachsames Auge zu haben. Vier der Hauptverschworenen waren gegenwärtig, alle

*) Coligny, der in derselben Nacht ermordet wurde.

drangen in ihn, den Muth nicht sinken zu lassen, während seine Mutter sich bemühte, durch alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, seinen Zorn zu reizen und die Stimme seines Gewissens zum Schweigen zu bringen. Obgleich ich nicht alles, was vorging, verstehen konnte, trafen doch einige abgerissene Worte gelegentlich mein Ohr, und das Aussehen Carls und die Worte, die er zu mir gesprochen, genügten, um mich zu überzeugen, daß eine schreckliche Krisis im Anzuge sei. Plötzlich unterbrach ein einzelner Pistolenschuß das ringsum herrschende Schweigen. Es war finster, der Morgen graute noch nicht, als das verabredete Zeichen durch die Todtenstille der Nacht drang, die Sturmglocke auf St. Germain gab ihr furchtbares Lärmsignal. Die Königin und ihre beiden Söhne schleichen mit leisen Schritten durch des Königs Schlafzimmer nach dem Fenster in dem kleinen heimlichen Gemach, welches das Thor des Louvre übersah, und dort, das Fenster öffnend, erwarteten diese drei erbärmlichen, schuldbeladenen Geschöpfe den Anfang des schauerlichen Trauerspiels. Alsbald hörte man den Ruf: ‚Vive Dieu et le Roi!‘ (es lebe Gott und der König!), und bewaffnete Männer stürzten aus den Thoren hervor, marschirten durch die Straßen und eilten, ihr blutiges Werk zu vollbringen.

„Ungefähr um fünf Uhr Morgens wagte ich es, das Ankleidezimmer zu verlassen und begierig zu sehen, was vorging, schaute ich aus einem der Fenster, welches nach der Vorstadt St. Germain sah, wo Montgomery, Rohan, Pardaillan und viele andere calvinistische Edelleute wohnten. Wie du weißt, liegt diese Vorstadt auf dem, dem Louvre entgegengesetzten Ufer des Flusses. Alles war bis jetzt in jener Richtung noch still gewesen, aber das Läuten der Sturmglocke und das Geschrei und Geheul, welches über den Fluß hinüberdrang, hatte die Hugenotten geweckt, die, ein Unheil ahnend, sich eiligst bereit machten über den Fluß zu setzen, um ihren Freunden zu Hülfe zu kommen; als sie aber im Begriff waren, sich einzuschiffen, bemerkten sie mehrere Böte, mit schweizer und französischen Garden angefüllt, sich nähern, welche auf sie zu feuern anfingen. Es wird behauptet, daß man den König selbst, von seinem Fenster aus Zeichen geben und anscheinend ihre Bewegungen leiten gesehen habe. Diesen Wink ließen sie sich rechtzeitig dienen, durch schleunige Flucht ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Sie bestiegen ihre Pferde und ritten in größter Eile davon." „Gott sei Dank! daß sie entkamen, wie ein Vogel aus der Hand des Vogelstellers. Mögen sie leben, um das Blut der Heiligen zu rächen." „Ich werde ihn

nimmer vergessen," fuhr Paré fort, „den Anblick, als das strahlende Licht eines Augustmorgens die Gräuel, welche verübt worden waren, in ihrer ganzen Ausdehnung enthüllte. Die herrliche, glühende Sonne, den blauen, unbewölkten Himmel in ihrer großartigen Schönheit, über unserm Haupte und zu unsern Füßen das blutgefärbte Wasser der Seine und die Straßen mit verstümmelten Leichen bedeckt. Es war zu schrecklich. Das Ganze zu krönen, war es am heiligen Sabbath.

„Gegen Abend des zweiten Tages ließ der König mich abermals rufen. Krank vor Grauen und Reue umdüsterten sich sein Geist und seine Sinne. ‚Ambroise,' sagte er, indem er mit mir in sein Cabinet ging, ‚ich weiß nicht, was mir fehlt, allein seit den letzten zwei oder drei Tagen fühle ich, daß Beides, Körper und Gemüth in großer Unordnung sich befindet. Ich sehe nichts als scheußliche, mit Blut bedeckte Gesichter um mich her. Ich wollte, die Schwachen und Unschuldigen wären verschont worden.' Ich benutzte diesen günstigen Augenblick den unglücklichen Monarchen zu erweichen, und ihn zu drängen, dem Morden auf der Stelle Einhalt zu thun und in der That ließ er unter Trompetenschall ein Gebot verkünden, welches bei Todesstrafe alle weiteren Gewaltthätigkeiten untersagte." „Ach!"

sagte Palissy, „keine Hand streckte sich aus, den größten Bildhauer Frankreichs, Jean Goujon, den größten Meister meines Freundes und Mitarbeiters Bullant, zu retten. Er wurde auf dem Gerüst erschlagen, als er an den Karyatiden*) des Louvre arbeitete; den Meißel noch in der Hand, fiel er zu Füßen des Marmorblockes, den sein Geist dem Leben gleich formen sollte." „Keine Macht konnte die Wuth des Pöbels bändigen. Vergebens war des Königs Gebot und umsonst die Anstrengungen der Bürger und der höheren Klassen. Tage lang währte das barbarische Schlachten. Ach! mein Freund", schloß Paré seine Erzählung, „jene verhängnißvolle Nacht wird eine dunkle Seite in unserer Geschichte bilden, welche die Franzosen vergeblich auszulöschen oder aus den Geschichtsbüchern herauszureißen wünschen werden."

*) Weibliche Figuren, welche das Gebälk eines Gebäudes tragen.

4. Kapitel.

Auch redete er von Vieh, von Vögeln, von Gewürme und von Fischen.
1 Könige 4, 33.

Wir lernen aus seinen eigenen Worten, daß König Salomo inmitten aller seiner Majestät und Herrlichkeit nichts wahrhaft Befriedigendes für seinen Geist fand. Er entdeckte, daß Silber und Gold, kostbare Gewänder, Sänger und Sängerinnen, alle Schätze des Ostens ihn nicht glücklich machen konnten. Sie gewährten auf die Dauer ihm nicht einmal Unterhaltung; er verlangte Besseres. Und ein reineres, geläuterteres und anhaltenderes Vergnügen schmeckte er, wenn er die Kräfte seiner thätigen nach Wissen dürstenden Seele der Erforschung der Natur, den Werken aus der Hand Gottes, den unendlich vielfältigen und schönen Erzeugnissen des Feldes, des Waldes und der Seen in Judäa zuwandte. Er durchforschte sie mit Fleiß und dann, „redete er" von ihnen — redete von dem an vielerlei verschiedenen Arten so reichen Thierreich und „redete auch von Vieh, von Vögeln, von Gewürme und von Fischen". Sehr anziehend muß es gewesen sein, den großen Salomo von den Werken aus der Hand Gottes reden zu hören und es ist kein Wunder, daß die heiligen Männer diesen Umstand niederge-

schrieben haben. Am erbaulichsten von Allem muß es für seine denkenden Zuhörer gewesen sein, wenn sie die moralische Erscheinung, die er selbst darbot, näher betrachteten, — seine Erholung, seine Erheiterung, sein Vergnügen, nach den Mühseligkeiten und nach der Erkenntniß der Eitelkeit aller irdischen Schätze und weltlichen Ehren in der Betrachtung der Lilie auf dem Felde, wie sie wächst, und der Vögel unter dem Himmel, wie Gott für sie sorgt, suchend.

Aber wenn Salomo in dieser Beschäftigung eine Erholung von der Langweile und Uebersättigung fand, wie Viele, in allen nachfolgenden Zeitaltern haben Hülfe und Trost nach unvermeidlichen Sorgen und schmerzlichen Prüfungen darin gefunden. Es hat Männer gegeben, die erklärten, daß es einzig und allein das Studium der Natur war, die ihnen ihre Lage erträglich machte, indem sie dadurch ihre Seele von schmerzlichen und drückenden Gedanken abzogen. Es muß dieselbe Empfindung gewesen sein, die Palissy vermochte, inmitten der sich in seinen Tagen stets wiederholenden Schrecknisse, sich in sein Gemach zurückzuziehen, oder in Feldern und Höhlen umherzustreifen, wo er nach den „bemerkenswerthen und außerordentlichen Dingen“ suchte, welche er „aus dem Schooß der Erde holte“, und

zu den andern Dingen that, dem aufgehäuften Schatz langer Jahre. Wir finden ihn noch als denselben Bernard — unverändert durch Zeit und Glück; ebenso anspruchslos, eben so unverdrossen im Forschen und ebenso begeistert in seinem Ausdruck als zu Saintes in den Tagen seiner Jugend. Auch hatte er einige gleichgesinnte Gefährten und Freunde gefunden. Unter diesen befand sich, wie wir gesehen haben, Ambroise Paré, der viel Sinn für Naturgeschichte hatte, und selbst eine Sammlung werthvoller und seltener Arten, namentlich von ausländischen Vögeln besaß, die er hauptsächlich Carl IX. zu verdanken hatte, der ihm viel des Seltensten und Schätzbarsten zur Aufbewahrung zu übergeben pflegte.

Dann waren ferner da „Maistre François Choisnyn," Arzt der Königin von Navarra, ein Busenfreund Bernards, von dem er sagte: „Seine Gesellschaft und seine Besuche waren eine Quelle großen Trostes für mich." Diese Beiden machten im Jahre 1575 eine kleine Entdeckungsreise in das Innere der Erde, um die Bildung derselben zu erforschen. „Er hatte mich oft von diesen Dingen sprechen hören," erzählt Palissy, „und da ich wußte, daß es ihm Freude machen würde, bat ich ihn, mich in die Steinbrüche, nahe bei St. Marceau, zu begleiten, damit ich ihm für das, was ich ihm in Bezug auf Verstei-

nerungen gesagt hatte, einen augenscheinlichen Beweis liefern könne. Voll Eifer für dieses Unternehmen, ließ er augenblicklich Wachsfackeln bringen, und indem wir noch seinen Schüler, der bei ihm Arzeneikunde studirte, Namens Milon *), mitnahmen, begaben wir uns in Begleitung zweier Steinbrecher nach den genannten Steinbrüchen. Dort sahen wir, was mir längst zuvor bekannt war, Steine, die wie Eiszapfen gestaltet waren, denn ich hatte eine Anzahl solcher Steine, welche auf Befehl der Königin Mutter von Marseilles gebracht worden waren, sowie auch einige zwischen den Klippen an den Ufern der Loire gesehen. Wir sahen nämlich in diesen Steinbrüchen das durchsickernde Wasser in unserer Gegenwart erstarren, womit meine Behauptungen bewiesen waren."

Ein anderes Mal, als er mit seinem Freunde spazieren ging, wurde er auf ihrer Wanderung durchs Feld sehr durstig, und als sie in ein Dorf kamen, erkundigte er sich, wo er eine gute Quelle finden könne, um sich zu erfrischen. Man sagte ihm aber, daß es in jener Gegend keine Quelle gäbe, alle ihre Brunnen seien trocken, in Folge der Dürre, und daß ihnen nichts als ein wenig trübes Wasser

---

* Nachmals Leibarzt Heinrichs IV.



übrig geblieben sei. Dieses verursachte ihm „viel Verdruß," und wenn er sein Erstaunen über die Noth, welche die Bewohner des Dorfes durch diesen Mangel an Wasser dulden mußten, ausdrückte, nahm er Veranlassung, seinem Begleiter seine Theorie über die Quellen zu erklären, worin er einen Lehrsatz aufstellte, der bis auf den heutigen Tag noch als durchaus richtig angesehen wird.

Dieser Gegenstand erinnerte Bernard an seine frühere Heimath, und er erzählte: „In Saintes, welches eine sehr alte Stadt ist, findet man noch die Reste einer Wasserleitung, vermöge welcher man in früheren Zeiten das Wasser aus einer Entfernung von reichlich zwei Meilen herbeileitete. Jetzt giebt es keine alten Fontainen mehr, womit ich nicht gesagt haben will, daß wir die Quellen verloren hätten, denn es ist wohl bekannt genug, daß die alte Quelle der Stadt Saintes noch auf derselben Stelle sich befindet, wo sie früher war; um sich davon zu überzeugen, machte der Kanzler de l'Hôpital, auf seiner Rückreise von Bayonne, einen Umweg, und war voll Verwunderung über die Vortrefflichkeit des Wassers dieser Quelle. Gegenwärtig liegt in der Nachbarschaft von Saintes, an der Küste, zwischen den Marschen von Saintogne, eine kleine Stadt, welche Brouage heißt. Ihr Name deutet auf ihre

Natur hin, denn das Wort ‚brou' heißt soviel als Marschland. Diese Stadt hat während des Bürgerkrieges zwei Belagerungen ausgehalten; die letzte im Jahre 1570. Während der Belagerung litt sie sehr am Wassermangel, und ich bin eben jetzt in dieser Zeit mit einer Denkschrift an den Gouverneur und die Einwohner derselben beschäftigt, um ihnen auseinander zu setzen, daß die Lage des Ortes sehr passend sei, mit geringen Kosten einen Springbrunnen anzulegen".

„Deine Erzählung", entgegnete sein Freund, „erinnert mich daran, auf welche merkwürdige Weise vor vier oder fünf Wintern die Stadt Nimes in die Hände der Hugenotten fiel".

Palissy drückte den Wunsch aus, die näheren Umstände davon zu erfahren, da ihm diese Begebenheit nur unvollkommen bekannt sei, und, da diese Geschichte überhaupt ein treffendes Bild von dem Geiste, welcher dermalen selbst unbedeutende Personen in Sachen der Religion und Freiheit beseelte, liefert, wollen wir dieselbe hier erzählen.

Der Statthalter von Nimes, ein grausamer alter Mann, hatte die Hugenotten mit der äußersten Grausamkeit behandelt und eine große Zahl derselben ausgeplündert und verbannt, die sich darauf in die benachbarten Städte zurückgezogen hatten. Un-

ter denen, die in Nimes zurückgeblieben waren, befand sich ein Zimmermann, Maderon mit Namen, der beschloß, die Stadt den Händen der verbannten Brüder zu überliefern. Zur Erreichung seines Zweckes ersah er sich den berühmten Springbrunnen, dessen reichliches Wasser zwischen dem Thor Carmes und der Burg in einem Kanal hindurch floß, der durch ein Gitter verschlossen war. Grade darüber und nahe bei dem Schloß war eine Schildwache aufgestellt, die alle Stunde abgelöst wurde. Wenn dieselbe den Posten verlassen wollte, pflegte sie eine Glocke zu läuten, um den Soldaten, der sie ablösen mußte, aufmerksam zu machen, daß er zu kommen und ihren Platz einzunehmen habe. Eine kurze Zeit verging jedes Mal zwischen dem Abgang des einen und der Ankunft des andern Soldaten und Maderon, der sich diesen Umstand wohl gemerkt hatte, unternahm es, in diesen kurzen Zwischenräumen die Stangen des Gitters durch zu feilen.

Er richtete sein Unternehmen in folgender Weise aus. Abends stieg er in den Kanal hinab, mit einer Schnur um den Leib, dessen Ende von einem Freunde angezogen wurde, wenn der eine Soldat sich von seinem Posten entfernte, und ebenso, wenn der andere auf dem Posten eintraf. Während dieser wenigen Augenblicke arbeitete Maderon, dann hörte er

auf und wartete in Geduld, bis wiederum eine Stunde verflossen war. Am Morgen bedeckte er seine Arbeit mit Schlamm und Wachs. In solcher Weise arbeitete dieser unermüdliche Mann fünfzehn Nächte, das Geräusch, welches er machte, wurde durch das Rauschen des Wassers erstickt. Nicht eher, als bis seine Arbeit fast vollendet war, setzte er die Verbannten von seinem Erfolg in Kenntniß und forderte sie auf, Besitz von der Stadt zu nehmen. Es scheint, daß es denselben an Muth gebrach, und während sie unentschlossen zögerten, wurden sie, ungeachtet der Himmel sonst ganz heiter war, durch einen plötzlichen Blitzstrahl erschreckt und in die Flucht gejagt; ihr Prediger aber faßte sie bei den Kleidern und ermahnte sie, wieder umzukehren, indem er rief: „Muth gefaßt! Dieser Blitz zeigt an, daß Gott mit uns ist."

Zwanzig von ihnen drangen in die Stadt ein und da sich Andere, die über die Grausamkeit des Statthalters erzürnt waren, zu ihnen gesellten, wurde dieselbe genommen und die Burg ergab sich einige Tage später. „Das war wahrlich eine bewundernswerthe Begebenheit", sagte Bernard. „Und die Folgen waren wichtig, da die Stadt, vermöge der großen Vorräthe, die sie enthielt, dem Kriegsheer der Fürsten, im nächsten Frühjahr große

Dienste leistete." „Es werden sich ohne Zweifel eine ganze Menge Geschichtschreiber finden, die sich mit diesen Dingen beschäftigen werden," bemerkte Palissy, „und damit diese demnächst besser der Wahrheit gemäß schreiben können, würde ich es für weise halten, wenn in jeder Stadt Leute ernannt würden, welche die Begebenheiten, die während der Unruhen sich bei ihnen zugetragen, getreulich niederschrieben. Ich habe bereits einen kurzen Bericht von dem, welches sich während meines Aufenthalts in Saintogne zutrug, fertig gemacht, und ich habe es Andern überlassen, solche Dinge nieder zu schreiben, wovon sie selbst Zeuge gewesen sind. Augenblicklich bin ich damit beschäftigt, eine Reihe von Abhandlungen über naturgeschichtliche Gegenstände zum praktischen Gebrauch für Landwirthe und Andere zu verfassen und ich beabsichtige, in den Vorträgen, die ich nunmehr begonnen habe, verschiedene, sich auf diese Dinge beziehende Behauptungen, zu verhandeln, zu welchem Ende ich, wie du weißt, diejenigen, die daran Theil nehmen werden, zu Fragen, Widerlegungen und Besprechungen aufgefordert habe".

Palissy bezog sich mit diesen Worten auf ein Unternehmen, welches er, wie wir finden, in der Fastenzeit des Jahres 1575 begann und welches er jährlich zu gewissen Zeiten mehrere Jahre lang

fortsetzte. „Da ich“, bemerkt er, „viele Zeit auf Erforschung des Erdreichs, der Steine, der Gewässer und Metalle verwandt hatte und da das Alter mich antrieb, mit den Gaben, welche Gott mir verliehen, zu wuchern, hielt ich es für gut, diese kostbaren Geheimnisse an's Licht zu ziehen, um sie der Nachwelt zu hinterlassen“.

Aber, gleich einem wahren Weisen, war er vor allen Dingen zuerst besorgt, seine Lehrsätze der Probe einer eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen. Freie Verhandlung war, das wußte er, der beste Weg, den wahren Nutzen der Wissenschaft zu fördern, und er beschloß deshalb, die gelehrtesten Männer, die damals in der Hauptstadt wohnten, einzuladen, in seinem Hörsaal sich einzufinden, damit er ihnen seine Ansichten darlegen könne, und ihre Einwürfe zu hören und zu beantworten. Er fing dieses auf eine besondere Weise an, die er wie folgt beschreibt: „Also indem ich so die Sache bei mir überlegte, entschloß ich mich, an alle Straßenecken von Paris Bekanntmachungen anschlagen zu lassen, um die gelehrtesten Doctoren und Andere um mich zu versammeln, denen ich das Versprechen gab, ihnen in drei Vorträgen Alles, was ich in Bezug auf Quellen, Steine, Metalle und andere Naturalien erforscht hatte, auseinanderzusetzen. Und damit Keiner er-

scheine, als die Gelehrtesten und Wißbegierigsten, bemerkte ich in meiner Bekanntmachung, daß nur die Zutritt haben sollten, die einen Thaler bezahlen würden. Ich that dieses zum Theil, um zu sehen, ob ich es nicht dahin bringen könnte, daß meine Zuhörer mir widersprächen, wodurch sich vielleicht die Wahrheit besser ergründen ließe, als durch die Beweisgründe, welche ich vorbringen konnte. Ich wußte recht gut, daß wenn ich irgend etwas Unrichtiges vorbringen sollte, Griechen und Lateiner mir in's Gesicht widersprechen und mich nicht schonen würden, sowohl des Thalers wegen, den sie bezahlt, als auch der Zeit wegen, die sie auf meine Veranlassung verloren hatten. Denn unter meinen Zuhörern waren Wenige, die nicht während der Zeit, die sie in meinen Vorträgen zubrachten, sonstwo hätten profitiren können. Ich versprach auch in meinem Anschlagzettel, daß wenn dasjenige, welches ich verspräche, sich nicht als zuverlässig erwiese, ich das Vierfache zurückerstatten wolle".

Dieser Versuch hatte einen sehr guten Erfolg. „Gott sei Dank!" ruft der triumphirende Palissy aus, „auch nicht ein Mann widersprach mir mit einem einzigen Worte".

Welche Personen sich um Palissy in seinem Museum (so nannte er den Saal, wo er seine natur-

geschichtlichen Sammlungen aufbewahrte) bei dieser Gelegenheit versammelten, wissen wir von ihm selbst. Er hat nämlich ein Namensverzeichniß von mehr als dreißig derselben hinterlassen, darunter viele geschickte Aerzte, berühmte Wundärzte, große Herren und Edelleute, betitelte Geistliche, ebenso einige Rechtsgelehrte und Andere mehr, die eine gemeinsame Liebe zu wissenschaftlichen Forschungen zusammengebracht hatte. Das waren keine Müßiggänger, sondern eine Versammlung der auserlesensten Gelehrten, die dem durch sich selbst gebildeten Weisen, dem klugen und kräftigen alten Mann zuhörten, welcher, indem er seine Vorträge, durch Vorzeigen der Gegenstände, von denen die Rede war, erläuterte, sein Cabinet in einen Hörsaal verwandelte. Auf solche Weise wurde er der erste, der in der französischen Hauptstadt eine Reihe von Vorlesungen über natur-historische Gegenstände hielt, und zwar in dem ersten Naturalien-Cabinet, welches dort dem Publikum zugänglich war. Indem nun Bernard durch die günstige Meinung solcher Richter — denn „zuverlässigere Zeugen, oder Männer erfahrener in den Wissenschaften" konnte er nicht finden — unterstützt wurde, „faßte er Muth", über vielerlei Dinge zu reden, von welchen er sich einen erstaunlichen Grad von Kenntniß erworben hatte.

Die Wissenschaft, welche der selbstgebildete Töpfer lehrte, war der Art, daß sie ihm die Bewunderung von Männern unserer Zeit, wie Buffon, Haller und Cuvier erwarb.

---

5. Kapitel.

Sei getreu bis in den Tod.
Offb. 2, 10.

„Die Zahl meiner Jahre hat mir den Muth gegeben, euch zu sagen, daß ich, als ich vor kurzer Zeit meinen Bart betrachtete, dadurch veranlaßt wurde, über die wenigen Tage nachzudenken, welche mir noch übrig bleiben, meinen Lauf zu vollenden; und dieses bewog mich, die Lilien, das Korn, und viele andere Pflanzen zu bewundern, deren grüne Farbe sich in Weiß verwandelt, wenn sie ihre Frucht bringen wollen. So werden auch gewisse Bäume grau, wenn sie fühlen, daß ihr Leben zu Ende geht. Eine ähnliche Betrachtung hat mich daran erinnert, daß geschrieben steht: ‚Wer seine Thorheit verbirget, der ist besser, als ein Mensch, der seine Weisheit verborgen hält.'" Wir blicken Palissy über die Schulter, als er seine Silberlocken über seinen Schreibtisch neigt, und die Zueignung seines letzten Bandes der „Bewunderungswürdigen Abhandlun=

gen" zu schreiben beginnt. Die Ueberschrift lautet wie folgt: — „Dem hohen großmächtigen Herrn, Herrn Antoine de Pons, Ritter des Ordens des Königs, Hauptmann von hundert Edelleuten und Sr. Majestät getreuer Rath". Es ist sein alter Gönner, dem er diesen Tribut liebevoller Hochachtung zollt. Der gute alte Herr war wahrscheinlich noch älter als er, allein seine Freundschaft hatte sich die langen Jahre hindurch bewährt und ihr Verhältniß zu einander hatte sich „in diesen letzten Tagen" zu beider Freude und Erbauung erneuert. Ihre Unterhaltung hatte sich häufig „verschiedenen Zweigen der Wissenschaften, nämlich der Philosophie, Sternkunde und vielen andern mit der Mathematik verwandten Künsten" zugewandt, und Bernard erklärt, daß er, ohne zu schmeicheln, davon überzeugt worden sei, daß die wunderbaren Fähigkeiten des alten Ritters „mit den Jahren eher zu- als abgenommen hätten".

Es ist erfreulich, zu sehen, daß Bernard auf diese Weise die Freundschaft früherer Jahre aufrecht erhält, allein noch viel erfreulicher ist, daß er seinen Glauben rein bewahrt hat, und daß die Quelle, aus welcher sein Eifer in der Verfolgung der Wissenschaft floß, dieselbe geblieben war. Am Schlusse eines frommen und thätigen Lebens, erin-

nerte er sich, daß ihm noch etwas zu thun übrig geblieben sei. Er hatte die wunderbaren Geheimnisse der Natur erlauscht zur Verherrlichung Dessen, der ihm das Ohr zum Hören und das Auge zum Sehen und Beobachten verliehen hatte; und indem er jetzt auf den leitenden Grundsatz seines ganzen Lebens, — nämlich auf jene ernste Ueberzeugung seiner Verantwortlichkeit zurückkommt, — sagt er: „Es ist nicht mehr als recht und billig, daß der Mensch bemüht ist, mit den Gaben, die er von Gott erhalten hat, zu wuchern, wodurch er ja nur Sein Gebot erfüllt. Aus diesem Grunde habe ich mich bemüht, diejenigen Dinge ans Licht zu bringen, von denen es Gott gefallen hat, mir ein Verständniß zu verleihen. Nachdem ich eingesehen, wie manche verderbliche Irrthümer verbreitet sind, habe ich mich daran gegeben, während eines Zeitraums von vierzig Jahren in der Erde zu wühlen, ihre Eingeweide zu durchsuchen, um die Dinge kennen zu lernen, die sie in ihrem Inneren hervorbringt, und dadurch habe ich Gnade vor Gott gefunden, Der mich hat Geheimnisse verstehen lassen, die bis jetzt selbst den Gelehrten unbekannt geblieben sind."

Das Buch mit jener Zueignung und dieser Vorrede enthält die gereifte Frucht seiner Studien als Naturforscher. Es ist eine Sammlung kurzer Ab-

handlungen über Wasser und Quellen, Metalle, Salze, Steine und Erdarten, Feuer, Email und vieler anderer Dinge noch, außerdem auch eine Abhandlung über Mergel, „sehr nützlich und nothwendig für Solche, die Landwirthschaft betreiben“. Es wurde im Jahre 1580 zu Paris herausgegeben, als der Verfasser desselben bereits über siebenzig Jahre alt war.

Vier Jahre später hielt er in seinem Museum noch Vorlesungen, und zu diesem Zwecke wanderte er dann und wann am Flußufer oder sonst irgendwo umher, um Etwas zur Erläuterung einer Vorlesung, die er zu halten gedachte, zu suchen. So sah man ihn eines Tages im Winter am Ufer der Seine, den Tuilerien gegenüber, umgeben von einem Haufen Zuhörer und Gegner, unter welchen sich mehrere Schiffer befanden, die hartnäckig behaupteten, was Palissy bestritt, nämlich, daß die treibenden Eismassen vom Grunde des Wassers heraufkämen. Unter Jenen, die mit Interesse und Verstand seine Belehrung anhörten, befand sich auch der Sieur de la Croix Dumaine, welcher später in einem Buche, welches 1584 herauskam, Palissy als einen „Naturkundigen und einen Mann von merkwürdigem Scharfsinn und Verstand“ beschreibt, „der in Paris glänze, und Vorlesungen über seine Wissenschaft und seine Kunst halte“.

Er war ein rüstiger Greis und sah so viel jünger aus, als er wirklich war, daß der Sieur ihn wenig mehr als sechszig Jahre alt schätzte. Er würde aller Wahrscheinlichkeit nach noch einige Jahre länger Vorlesungen über die Wunder der Erde und des Wassers gehalten haben; jedoch schon wenige Monate später würden wir ihn vergeblich in seinem geliebten Museum, oder auf seinen lieblichen Spaziergängen in der Umgebung von Paris gesucht haben. Er weilte dort nicht mehr, sondern innerhalb der Mauern des unheimlichen Staatsgefängnisses der „Bastille," wo er eingekerkert worden war.

Ungeachtet er in seinen Vorlesungen sowohl, als in seinen Schriften jegliche Anspielungen auf die Streitfragen und Unruhen jener Zeit sorgfältig vermieden hatte, war er doch als ein standhafter Hugenot allgemein bekannt, als ein Mann, den nichts vermögen konnte, seinen Glauben zu ändern oder zu verheimlichen. Es waren in der That „böse Tage", in welchen sein Loos gefallen war. Es wäre schon Kummer und Trübsal genug gewesen, zu jener Zeit in Paris zu wohnen, und die Laster, den Leichtsinn und den Aufruhr mit anzusehen, die überall herrschten. Wahr, sehr wahr ist es, daß zwischen den Ausschweifungen der Verderbtheit und denen der Bigotterie ein merkwürdiger und inniger Zusammenhang

besteht. Nirgend ist die Wahrheit dieses Satzes treffender bewiesen, als an dem französischen Hofe, während der Regierung des Hauses Valois. Die religiösen Ideen des Hofes, an welchem die wüthendste Intoleranz herrschte, geben uns hinreichende Beweise dafür. Die niedrigsten und blutgierigsten Leidenschaften wurden durch die Ceremonien der Religion aufgestachelt. Die Predigten der Priester der „Ligue“ waren gleich Fackeln, die das ganze Königreich in Flammen setzten. Die ruchlosesten und aufreizendsten Schauspiele wurden den Augen des Pöbels dargeboten. Zum Beispiel in Cartres, wo ein Kapuziner Mönch in Gegenwart Heinrichs III. den Heiland darstellte, wie er den Berg Golgatha hinansteigt. Diesem elenden Priester träufelten scheinbar Blutstropfen unter der Dornenkrone hervor, und mit Mühe schien er das Kreuz von angemalter Pappe, welches er trug, den Berg hinan zu schleppen, während er immerfort einen gellenden Schrei ausstieß und unter seiner Bürde zusammensank. Der König selbst, über und über in die lasterhaften Lustbarkeiten des Hofes versunken, ließ sich unter die Geißelbrüder aufnehmen, und, in feierlicher Prozession, gingen König, Königin und Cardinal an der Spitze der weißen, schwarzen und blauen Mönche, als sie barfuß die Stadt durchzogen,

mit entblößtem Haupte, Rosenkränze von Menschenschädeln um die Hüften gebunden und ihren Rücken mit Stricken geißelnd, bis das Blut herabfloß. Die Scheußlichkeit, welche die Soldaten der „Ligue" in vielen Kirchen vollführten, können wir unmöglich hier erzählen. Seit der Metzelei in der Bartholomäusnacht war der Pöbel von Paris mit Blut vertraut geworden und überall herrschte ein Geist der größten Grausamkeit. Meuchelmorde, Folterungen und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, und die extreme römisch katholische Partei, welche zu jener Zeit der Stadt innigst anhing, hatte sich verbindlich gemacht, die Hugenotten auszurotten.

An der Spitze der „Ligue" stand der Herzog von Guise, der Gewaltthätigste von den Gewaltthätigen unter den Römisch-Katholischen, den man, anstatt des unwürdigen und verachteten Heinrich, zum König zu machen wünschte. Endlich im Jahr 1585 schloß der König, indem er keinen andern Ausweg aus der großen Gefahr, die ihm drohte, sah, auf Kosten der Reformirten Frieden mit dem Herzog und erließ eine Verordnung, welche in Zukunft jeden reformirten Gottesdienst untersagte und allen Anhängern bei Todesstrafe und Verlust ihrer Güter befahl, ihren Glauben abzuschwören, oder auf der Stelle auszuwandern. Dies war keine der kleinlichen

Hofzwistigkeiten, sondern die Interessen Aller wurden dadurch berührt und die Freiheit, der Glaube, das Vermögen und das Leben eines jeden Mannes dadurch gefährdet. Diese Verfügung wurde so strenge durchgeführt, daß sogar die Bitte einiger armen Frauen, die um die Erlaubniß baten, mit ihren Kindern in irgend einem entlegenen Winkel des Königreiches wohnen zu dürfen, abschläglich beschieden wurde. Das Aeußerste, was sie verlangen konnten, war, daß ihnen sicheres Geleit nach England versprochen ward. Flucht war bei Palissy außer Frage, und er blieb, der Gnade von Männern anheimgegeben, die weder Alter, Tugend noch Unglück achteten. Daß er Freunde habe, die ihm mit Freuden ihren Schutz verliehen hätten, war bekannt genug; ja der König selbst würde gerne einen Mann beschirmt haben, der so lange Jahre seiner Mutter mit Geschick und treu gedient hatte. Allein der Schutz des Hofes war jetzt unzulänglich geworden, und der ehrwürdige Greis wurde in die Bastille geschickt.

Die vier letzten Jahre seines Lebens brachte Bernard in den Mauern dieses Gefängnisses zu. Diese Zeit verlebte er, den Augen der Menschen entzogen, innerhalb jenes düstern Gebäudes, woran der bloße Gedanke jeden Menschen mit Grauen erfüllt,

in Gemeinschaft mit Gott und seiner Seele. Tiefes Schweigen und Verschlossenheit war die erste Regel bei der Verwaltung der Bastille, und wer einmal dort untergebracht war, um sein Leben in den feuchten, trübseligen Zellen hinzubringen, wurde sorgfältig vor aller Kenntniß dessen, was draußen in der geschäftigen Welt vorging, bewahrt, während es auch nicht gestattet wurde, daß irgend eine Nachricht von ihm seine Verwandten oder früheren Bekannten erreichte.

Abgeschlossen von dem Genuß des herrlichen Anblicks der Natur, den Schätzen der Wissenschaft und der Erholung in geselliger Unterhaltung, war das Loos eines solchen Gefangenen schrecklich, wenn er nicht durch göttlichen Trost aufgerichtet wurde. Wir wissen nicht, in welche Worte unser geliebter Palissy seine Gedanken gekleidet haben würde, hätte er aus diesem lebendigen Grabe heraus zu uns reden können, indeß die folgende Stelle, die sich in einer Erzählung eines Mannes findet, der mehrere Monate als Gefangener daselbst saß, liefert ein erhabendes Beispiel, wie selbst unter solchen Umständen eine Seele durch die Hoffnungen aufgerichtet wurde. „Ich erinnere mich", hebt der Erzähler an, „mit demüthiger Dankbarkeit an den ersten Trostgedanken, der in diese Finsterniß hinein drang.

Es war der Gedanke, daß weder die dicken Wände, noch die mächtigen Riegel, noch alle Wachsamkeit der argwöhnischen Gefangenwärter mich vor den Augen Gottes zu verbergen vermochten. Dieser Gedanke erquickte mich und gewährte mir während meiner Gefangenschaft unendlichen Trost und trug hauptsächlich dazu bei, daß ich dieselbe mit einem Grad von Standhaftigkeit und Ergebung ertragen konnte, worüber ich mich noch jetzt immer wieder wundern muß. Ich fühle mich nicht mehr allein und verlassen.

Palissy war ein wahrer Christ. Er war frei in der Freiheit, womit Jesus Christus Sein Volk frei macht. Daher, als ein alter und getreuer Knecht des Herrn, war er bereit, für das Zeugniß von Christo zu leiden bis an die Bande, ja, er hielt sein Leben auch nicht selbst theuer, auf daß er Christum gewinne und in ihm erfunden werde.

Noch einen Blick können wir in seinen Kerker thun. Die Thüren desselben sind noch einmal wieder aufgeriegelt, und es ist uns erlaubt, zum letzten Mal einen Blick auf ihn zu werfen, dessen Lebensgeschichte wir mit liebevoller Theilnahme gefolgt sind.

Während das Todesurtheil an so Vielen, die sich standhaft weigerten, der königlichen Verordnung zu gehorchen, vollzogen worden war, so war es bei



Palissy, lediglich durch den Einfluß seiner mächtigen Freunde, verschoben worden. Aber jetzt endlich wurde der furchtbare Rath der Sechszehn dringend und drang auf die schon viel zu lange verzögerte öffentliche Hinrichtung des widerspenstigen Ketzers.

Der König war im höchsten Grade abgeneigt, dem barbarischen und blutdürstigen Rath zu Willen zu sein und entschloß sich, zu versuchen, ob nicht eine persönliche Unterredung vermöchte, den widerspenstigen Gegner des Papstthums zum Widerruf zu bringen.

Er verfügte sich, von einigen seiner leichtfertigen Höflinge begleitet, zu Bernard, um ihm Vorstellungen zu machen. Er fand denselben nicht allein, denn seine Gefangenschaft theilten zwei junge Mädchen, Töchter von Jacques Foucand, Sachwalter des Parlaments, welche, gleich ihm, wegen ihres festen Glaubens und ihrer entschlossenen Standhaftigkeit, mit welcher sie sich weigerten, den Drohungen ihrer Verfolger nachzugeben, verurtheilt worden waren.

„Mein lieber Mann", sagte der König, sich an Bernard wendend, „viele Jahre habt Ihr im Dienste Unserer Familie gestanden, und Wir haben es gelitten, daß Ihr mitten unter Scheiterhaufen und Hinrichtungen Euren Glauben behalten durftet, gegenwärtig aber werden Wir von den Guisen und

Unserm eignen Volke so sehr gedrängt, daß Wir Uns gezwungen sehen, Euch den Händen Eurer Feinde zu überantworten. Diese beiden jungen Frauenzimmer werden morgen verbrannt werden, und dasselbe Schicksal wird Euch treffen, wenn Ihr Euch nicht bekehrt". „Sire", antwortete Bernard, „ich bin bereit, zur Ehre Gottes mein Leben dahin zu geben. Ihr sagt, Ihr fühlt Mitleid mit mir. Vielmehr bin ich es, welcher Euch bemitleiden sollte, der das Wort aussprechen konnte: ‚Wir sehen Uns gezwungen.' Das ist nicht die Sprache eines Königs, und weder Ihr noch die Guisen mit ihrem ganzen Anhang, sind im Stande mich zu zwingen, denn ich weiß zu sterben". „Welch ein unverschämter Mensch!" rief Einer der Höflinge, der nachmals über dieses Zusammentreffen, wobei er zugegen gewesen, berichtete, „man sollte beinahe glauben, er kenne den Ausspruch Seneca's, Qui mori scit cogi nescit'". *)

Zwei Monate später flammten Scheiterhaufen auf dem Greveplatz, Mönche umstanden die Feuer, welche die „beiden jungen Frauenzimmer", von denen der König gesprochen hatte, in Asche verwandelten und die Gnade gefunden hatten, standhaft bis ans Ende zu bleiben.

*) Wer sterben kann, kann nicht gezwungen werden.

Allein Palissy lebte noch. Ein mächtiger Arm hatte ihn beschirmt und vor dem Feuertode blieb er bewahrt. Er blieb noch einige Monate länger ein Gefangener in den Mauern des Staatsgefängnisses, dann kam auch für ihn die Botschaft: Du bist getreu gewesen bis an den Tod, „ich will dir die Krone des Lebens geben".

Ende.

